



# Das Geheimnis des Vormieters

Christian Grobmeier

# Das Geheimnis des Vormieters

Christian Grobmeier

Dieses Buch wird verkauft, unter  
<http://leanpub.com/dasgeheimnisdesvormieters>

Diese Version wurde veröffentlicht am 2016-10-22



Leanpub

This is a [Leanpub](#) book. Leanpub empowers authors and publishers with the Lean Publishing process. [Lean Publishing](#) is the act of publishing an in-progress ebook using lightweight tools and many iterations to get reader feedback, pivot until you have the right book and build traction once you do.

© 2006 - 2016 Christian Grobmeier. Alle Rechte vorbehalten.  
Titelbild von Daniel Beilinson, Lizenziert als CC-0 (Public Domain). Erhältlich auf Unsplash.

# 2006

## Aufzeichnung von Leonhardt Hansen

Am Vorabend zum 16. Mai 2006 geschah etwas Seltsames. Dieses Ereignis sollte, wie sich später herausstellte, eine Reihe von unheimlichen Begebenheiten einleiten. Mein ruhiges Leben als Softwareentwickler sollte sich für immer verändern.

Ich hatte mich bereits seit mehreren Wochen in meiner Projektwohnung eingelebt; die Wohnung war eigentlich ein komplettes, kleines, verwinkeltes Häuschen nahe der Messe in Frankfurt am Main. Es lag hinter alten Bäumen versteckt an einer Brücke über einen kleinen Bach. Die Szenerie war so unscheinbar, dass man die kleine Brücke jahrelang überqueren konnte, ohne auch nur im geringsten auf das Häuschen aufmerksam zu werden. Wäre es nicht so klein gewesen, wäre es sicherlich schon längst teuer im Besitz irgendeines Snobs. Aber so reichte es gerade mal für einen modernen Wanderarbeiter wie mich, einen Auftragsprogrammierer.

Wenn man sich die Mühe machte und durch den Hinterhof des angrenzenden Mehrfamilienhauses ging, konnte man eine Stelle erreichen, an der man Gebäude und Bach gleichzeitig im Blick hatte. Ich stand dort gerne wenn die Sonne noch schien. Ich träumte davon, das direkt unterm dem jetzigen Schlafzimmerfenster einmal ein Mühlrad befestigt war.

Der Innenarchitekt war bewundernswert. Es gab kaum einen einzigen rechten Winkel im gesamten Haus. Trotzdem schaffte er es, den Wohnraum gleichermaßen zweckmäßig aber auch gemütlich einzurichten. Es war klein, aber schön. Es passte zu mir. Passend für einen Single, der nicht viel Besitz angehäuft hatte. Im Erdgeschoss befand sich das Wohnzimmer mit Couch und Fernseher, sowie eine spartanisch ausgestattete Kochnische. Im Obergeschoss gab es ein Schlafzimmer und das Bad.

Ich war dort von Montag bis Freitag. Am Wochenende pendelte ich zurück nach München. Ich habe eigentlich keinen Grund nach München zu pendeln, denn ich hatte dort weder Familie noch Freunde. Manchmal freute ich mich auf die Rückreise und erschrak bei dem Gedanken, dass das Pendeln eine Art Hobby geworden war. In München sah ich mir am Wochenende die zahllosen Touristen an und gab mein Geld für Bier und Kaffee aus. Andere denken vielleicht ich wäre ein verschrobener Nerd mit einem traurigen Leben. Vermutlich haben sie recht. Ich habe nicht besonders viel Spaß am Leben, aber ich bin nicht depressiv oder gar suizidal.

Das Häuschen wurde jede Woche von einer Haushaltshilfe gereinigt. Dies geschah meist am Wochenende und wurde von der Wohnungsvermittlung organisiert. Ich hatte also nicht viel zu tun als zu kommen und zu gehen. Nur meine eigene Bettwäsche kaufte ich mir. Aber sogar diese wurde irgendwann von der Haushaltshilfe gewaschen. Vermutlich hatte er oder sie Mitleid mit mir. Zu Weihnachten legte ich 50€ auf die Couch. Wenn die Haushaltshilfe mich schon für schmutzig hielt, dann wenigstens bitte für reich und schmutzig. Abgesehen davon wusste ich ohnehin nicht was ich mit meinem Geld machen sollte.

Ich hatte dort eine angenehme Zeit in einem schönen, ruhigen Häuschen. Umso mehr war ich von der folgenden Begebenheit überrascht.

Am Montagabend ging ich hinauf um zu schlafen. Ich vergaß das Licht zu löschen und machte auf der Treppe kehrt. Dabei fiel mir ein Stock auf, der fast ganz von der Couch verdeckt auf dem Boden lag. Ich zog ihn aus seinem Versteck. Er hatte zwei merkwürdig geformte Haken aus Metall an seiner Spitze. Mein verstorbener Vater benutzte etwas Ähnliches, um die Dachluke in seinem Haus zu öffnen. Mir war nie in den Sinn gekommen, dass es in diesem Häuschen auch einen Dachboden geben könnte. Von aussen sah das Gebäude eher flach aus.

Das nahe stehende Nachbargebäude musste das Dach des Häuschens verdecken oder zumindest aus dem Mittelpunkt rücken. Ich stieg die Treppe in das Obergeschoss hinauf. Nach kurzem Suchen

sah ich den überpinselten Umriss einer Luke an der Decke. Ich vermutete, eine Schichte Gips war ebenfalls aufgebracht worden. Wenn man wusste wonach man suchte, konnte man die leichte Erhebung des Rahmens schnell finden.

Ich wunderte mich. Wenn der Dachboden nicht mehr benutzt werden sollte, warum war die Öffnungshilfe noch hier? Warum war die Luke nicht einfach unverdeckt gelassen worden, vielleicht mit einem Hinweis im Mietvertrag, dass diese nicht mehr geöffnet werden durfte?

Ich war neugierig. Diese Luke erschien mir wie ein gleisender Lichtblitz in meinem sonst langweiligen Leben. Ich holte einen Stuhl aus der Küche und begann damit, den Gips von der Decke abzuklopfen. Schnell war der Blick auf die darunter liegende Falltür frei. Sie war direkt über der Treppe angebracht und somit ziemlich unpraktisch zu erreichen. Vielleicht war das der Grund, weswegen der Raum "stillgelegt" wurde?

Ich erkannte einen kleinen, eingelassenen Metallring und hing die Öffnungshilfe gerade ein, als mir einfiel, dass im Schlafzimmer das Fenster geöffnet war und das Licht brannte. Es war Mai und die Mücken waren bereits mit voller Kraft aus ihrem Winterschlaf zurückgekehrt. Um nicht wieder die ganze Nacht als Buffet herhalten zu müssen, hüpfte ich vom Stuhl und wollte gerade das Fenster schließen, doch ich hielt inne.

Noch nie hatten die Kröten lauter geschrien, als an jenem Abend. Ich wusste, in der Nähe gab es wohl auch eine Art Teich. Doch der Lärm hatte sich bisher immer in Grenzen gehalten. In dieser Nacht jedoch... der Lärm war geradezu infernalisch. Das war das einzige Wort, was mir dazu einfiel.

Ich lauschte diesem schrecklichen Getöse ein paar Minuten und bedauerte mich dann selbst. Ich vermutete, dass meine tierischen Nachbarn bis in den frühen Morgen wohl keine Ruhe geben würden. Ich fühlte mich beklommen und ein kleines Haiku kam mir in den Sinn, das ich letztlich gelesen hatte:

Sommernacht! Schweigsam fließt der Fluss Still, alte

## Kröte!

Ich fand das Haiku schrecklich, da es doch keine Kröten am Fluss gab. Aber es passte in diesem Zusammenhang.

Einmal hatte ich eine Kröte im Wald gesehen. Sie saß vor mir und rührte sich nicht und war dabei kaum von ihrer Umwelt abzugrenzen. Ein riesiger, lebendiger Fleischklumpen. In einer alten Geschichte hatte der Autor behauptet, Kröten könnten Veränderungen im Weltgeschehen fühlen. Ich war weitergelaufen. Am Rückweg fand ich nur noch den zermatschten Kadaver des Tiers. Diese Kröte hatte offenbar zumindest die Änderung in der Verkehrslage nicht richtig eingeschätzt.

Oder sie wartete dort um zu sterben. Oder vielleicht war sie sogar schon tot, als ich sie fand.

Kröten sind unheimlich. Ich empfinde sie als fremdartig. Man hört sie zu tausenden, aber man sieht sie selten.

Letztlich schloss ich das Fenster, trat auf meinen Stuhl und hänge den Hakenstab ein. Ich fühlte mich seltsam als sich die Luke langsam öffnete. Innen war eine einklappbare Leiter angebracht. Die Luft in dem Raum war feucht, schwer und roch ekelierend. Ich würgte, als ich die Stufen auszog. Nun musste ich doch noch einmal die Fenster öffnen. Ich beeilte mich, um die Schlafzimmertüre zuzuziehen.

Ich fühlte mich seltsam und mein Abenteuertrieb war gebremst. Die Kröten schienen nun so laut zu schrien, dass sogar die geschlossene Türe kein Hindernis für ihren Lärm mehr darstellte. Es wurde mir unheimlich zumute.

War der Gestank der Grund, warum diese Luke verschlossen war?

Man konnte doch alles reinigen. Oder gab es etwas, was noch viel, viel schlimmer war, so dass man es einfach nicht mehr reinigen wollte? Die Gedanken schossen mir durch den Kopf, obwohl ich ein überaus rationaler Mensch bin. Ich konnte mich kaum von ihnen lösen und ich begann etwas zu fühlen: Angst.

Als die Treppe ausgezogen war, probierte ich sachte ob sie

mein Gewicht trug. Ich trat auf die erste Stufe und blickte in das gährende, schwarze Loch über meinem Kopf. Dann knallte es leise und das Licht war plötzlich weg. Ich schrie!

Mit einem Knall rummste ich gegen die Schlafzimmertür, riss sie auf und schaltete das Licht an. Es dauerte ein paar Minuten bis ich feststellte, das nichts geschehen war. Die Glühbirne im Flur war einfach geplatzt. Vermutlich hatte sie Gipsstaub abbekommen und war ungleichmäßig heiß geworden. Alles ganz normal. Alles ganz logisch. Keine Dämonenhände, die mich in die Dachluke zogen. Ich seufzte laut, hauptsächlich, um irgendetwas ausser den Kröten zu hören. Es war nichts geschehen. Ich setzte mich kurz auf das Bett und wartete bis mein Puls sich beruhigt hatte.

Sollte ich die Luke verschliessen? Ich könnte in die Stadt und mich mit einem Kollegen auf ein Bier treffen. Möglicherweise tranken wir sogar mehr. Möglicherweise war seine Coach bezugsbereit. Bier klang verdammt gut. Aber ich fühlte mich wie ein Schwachkopf. Ich wusste nicht, wo die Glühbirnen aufbewahrt wurden. Also fasste ich mir ein Herz und machte mich erneut an den Aufstieg. Das Licht aus dem Schlafzimmer leuchtete mir dabei. Etwas mehr Licht wäre mir lieber gewesen, doch es funktionierte.

Die Treppe schien stabil zu sein. Stufe für Stufe näherte ich mich dem Eingang. Dann fiel mir etwas ein. Plötzlich wusste ich, was falsch an dieser ganzen Geschichte war. An diesem ganzen Abend. Ich fühlte Angst wie nie zuvor. Ich dachte kurz, das ich mir in Hosen gemacht hätte – und dann: ist doch egal. Ich hatte meinen Kopf schon fast durch die Luke gesteckt, da wusste ich es. Ich fühlte es. Es gab keinen Zweifel: es war noch etwas anderes da. Ich dachte, etwas würde nach mir greifen, da sackten meine Knie zusammen und ich fiel auf den Boden. Ich starrte nach oben, in die Dunkelheit. Da sah ich nichts. Aber es war da.

Es gab zwei Möglichkeiten: unbeweglich dort unten liegen zu bleiben und zu hoffen, dass es mich nicht sah. Oder zu Laufen. Laufen. Laufen! Panisch sprang ich auf und die Treppe hinunter. Hinter mir kam etwas herunter, ich wusste es. Ich nahm mehrere Treppen auf einmal und hoffte, ich würde mir kein Bein brechen.

Trotz meiner Angst packte ich noch mein Sakko, das griffbereit am Eingang lag. Darin war Briefftasche, Schlüssel und Mobiltelefon.

Dann stürzte ich aus der Tür und lief zur Strasse. Als ich die Tür zuschnappen hörte, drehte ich mich noch einmal um. Am Dach waren keine Fenster zu sehen. Nichts deutete auf irgendetwas schreckliches hin. Es war nur ein kleines, altes Häuschen. Ein abendlicher Spaziergänger sah mich an wie einen Irren, als ich zur nächsten S-Bahn lief. Es war mir egal.

Noch im Laufen rief ich einen Kollegen an, mit dem ich etwas enger stand. Ein Freund. Einer der wenigen, die ich hatte. Ich fragte nach einer Übernachtungsmöglichkeit und legte wieder auf, als ich wusste das es klappen würde.

Für mich war eines klar. In dem Moment, in dem ich beinahe in den Dachraum geschaut hatte, konnte ich mich aus zwei Gründen retten. Das wurde mir erst auf meiner Flucht bewusst. Es war dieses komische, leise Geräusch. Als würde sich etwas bewegen. Und dann dieses dunkelblaue Schimmern. So schwach, dass sich meine Augen erst daran gewöhnen mussten. So schwach, dass ich es fast zu spät bemerkt hätte.

Aber je länger ich lief, umso idiotischer kam ich mir vor.

Leise Geräusche? Ratten, vielleicht. Blaues Schimmern? Möglicherweise eine Reflektion. Ich wusste es nicht. Aber unter keinen Umständen hätte ich umkehren können, geschweige denn in diesem Haus schlafen.

Mein Sinne sagte mir, ich wäre heute fast gestorben. Wäre ich nicht von dem Bewohner des Dachboden ermordet worden, dann vielleicht von meiner eigenen Angst.

Andreas Pestrowka erzählte mir später, dass ich an diesem Abend in furchtbarer Verfassung bei ihm ankam. Wir sind – wie gesagt – Kollegen und arbeiten schon sehr lange zusammen. Wir führen ähnliche Leben, wenngleich er auch etwas geselliger ist als ich. Er ist technisch kompetent, aber vielleicht fast genauso verschoben wie ich.

Ich versuchte ihm meine Geschichte möglichst sachlich zu erzählen. Aber meine Stimme zitterte, das merkte ich selbst. Und



meine Hände waren schweißnass. Am Ende erzählte ich von meiner Angst, und auch das Geräusch und das Licht lies ich nicht aus.

Er schwieg. Er überlegte immer sehr lange, bevor er etwas sagte. Wir tranken einige Biere, wechselten auch das Thema. Dann sagte er, wir sollten am nächsten Morgen zumindest meinen Laptop aus dem Häuschen hohlen. Und dann sehen, ob man bei Tageslicht Erklärungen für das Alles finden konnte. Ich hatte keine Ahnung, ob er mir glaubte oder nicht. Aber ich war sehr dankbar, dass er zumindest meine Angst ernst nahm und mir einen Schlafplatz gab.

Ich konnte kaum schlafen und dachte viel über mein Erlebnis nach. Ich war dankbar, noch zu leben. Ich fühlte mich wie ein Idiot, aber hatte auch keine Ahnung ob ich irgendwie hätte besser reagieren können. Ob irgendwer anderes vielleicht besser reagiert hätte.

Bereits in dieser Nacht wurde mir klar, was ich zu tun hatte.

Gegen Acht holten wir mein Laptop. Ich war übermüdet, doch das Adrenalin in meinem Körper hielt mich wach. Im Spiegel hatte ich meine Augenringe gesehen. Ich sah furchtbar aus. Wenn ich zurückkam, stellte ich meine Laptop-Tasche immer direkt neben die Eingangstür. Ich schloss auf. Ich roch den seltsamen Duft des Dachbodens. Aber es war nichts zu hören und nichts zu sehen. Also Griff ich hinein, holte den Laptop und warf die Tür hinter mich wieder ins Schloss. Nichts war passiert. Aber zumindest den Gestank hatte ich mir nicht eingebildet.

Der Arbeitstag dauerte mir zu lange. Ich konnte mich auf kaum etwas konzentrieren. Ich überredete Andreas Schluss zu machen und im Büro der Wohnungsvermittlung aufzutauchen. Ich sah ihm an, dass er eigentlich keine Lust darauf hatte. Bei Tageslicht wirkte meine Geschichte umso dämlicher. Aber er kannte mich und wusste, ich würde nicht locker lassen. Überstunden hatten wir beide genug, also verliesen wir das Büro am frühen Nachmittag.

Die Firma "Egypt" hatte einen Rahmenvertrag mit meiner Firma geschlossen. Sie kümmerte sich darum, dass alle Projektteilnehmer in Frankfurt mit Unterkünften versorgt wurden, sofern sie keine eigene Wohnung in der Stadt hatten. Wir fragten einen jungen

Mann am Empfang, wer über dieses Häuschen Bescheid wusste. Auf seinem Namensschild stand "Max". Er hatte offenbar keinerlei Interesse daran uns irgendwie weiterzuhelfen. Ich bedrängte ihn, in seinen Unterlagen nachzusehen. Max runzelte die Stirn, blickte hilfesuchend zu Andreas, als würden sie sich kennen. Dann rief er seine Vorgesetzte, Frau Bürten.

Amelia Bürten war überrascht von unseren Fragen, versuchte aber alles zu beantworten. Nach kurzer Zeit wussten wir, dass das Haus "Am Mühlrad" erst seit wenigen Monaten an die Projekte unserer Firma vermietet wurde. Die Stadt Frankfurt war der Eigentümer. Frau Bürten machte sich sogar die Mühe und kontaktierte den Ansprechpartner der Stadt am Telefon, um die weiteren, historischen Hintergründe zu finden. Sie dachte wohl, dass wir am geschichtlichen Aspekt interessiert waren, und wir taten natürlich nichts, um diese Mutmaßung zu ändern.

Anscheinend hatte das Häuschen einmal Andrej Mellen gehört. Herr Mellen war aber vor langer Zeit ungeklärt verschwunden. Nachdem die übliche Frist verstrichen war und keine Erben auffindig gemacht werden konnten, fiel der Besitz an die Stadt. Nach vielen Jahren renovierte die Stadt das Gebäude und verpachtete es an die Firma Egypt. Frau Bürten suchte nach dem Namen im Internet, fand aber nichts brauchbares.

Offenbar wurde der Name einmal von einem unbedeutenden Autoren in einem Horror-Buch verwendet. Der Verlag stellte einen Auszug aus der Geschichte online bereit. Schon beim überfliegen des Texts wurde klar, dass der fiktionale Charakter sich mit Okkultismus und Zauberei beschäftigte. Fiktion der untersten Schublade also. Während Frau Bürten und Andreas über diesen Zufallsfund lachten, fühlte ich mich nicht besonders heiter. Der Schreck saß mir noch zu tief in den Knochen.

Nach einigen ziemlich schlechten Wortwitzen mit dem Thema Informatik und Hexen, brachen wir die Recherche ab. Als wir Egypt verlassen hatten, wollte ich zurück zum Haus, bevor es dunkel wurde. Da fragte mich Andres zum ersten Mal, ob ich mir sicher war, dass ich mir das nicht eingebildet hatte.

Ich fühlte einen Stein in der Magengegend. Ich hatte mich vor dieser Frage gefürchtet. Was sollte man darauf antworten? Klar, ich glaube jetzt an Dämonen?

Nach ein paar Minuten versuchte ich mein Glück mit rationalen Erklärungen für meine Sinneseindrücke. Es gab oben keine Fenster. Das Badezimmer mit dem Spiegel war zu gewesen. Also was könnte so blau leuchten? Wir fanden keine zufriedenstellende Erklärung. Wir mussten in das Haus. Ohne weitere Fakten war die Geschichte einfach nicht aufzuklären.

Gegen sieben hatten wir das Haus von aussen inspiziert. Es gab keine Dachfenster. Das Licht kam also nicht von aussen. Man konnte allerdings auch nicht sehen, ob nicht vielleicht ein Durchbruch zum Nachbarhaus existierte.

Wir mussten hinein.

Schweren Herzens öffnete ich die Tür. Der Gestank war noch da, aber bei weitem nicht mehr so stark. Sonst war alles so, wie ich es verlassen hatte. Oben war auch die Falltür noch offen, und die Stufenleiter war ausgefahren. Im Dachboden war es finster. Es gab kein Hinweis auf künstliches Licht. Aus irgendeinem Grund erleichterte mich das wie es mich auch beunruhigte.

Ich holte eine Taschenlampe aus meinem Reisegepäck, die ich am Vorabend völlig vergessen hatte. Meine Knie waren schwer wie Blei, als ich wieder nach oben stieg. Andreas wartete unten. Es war nichts zu hören. Ich steckte meinen Kopf vorsichtig durch die Luke und leuchtete in den Raum hinein.

Er war voll. Ich hatte gedacht er wäre leer, aber war es nicht.

Der Raum war voller verstreuter Bücher und seltsamer Materialien. Doch kein Monster oder Dämon war zu sehen. Kein Schatten, der nach mir griff. An der hohen Decke baumelte schmucklos eine Glühbirne. An der Wand des Raums gab es den passenden Lichtschalter. Ich sagte Andreas, das ich versuchen würde ihn zu erreichen. Wie das schon klang. Ich würde "versuchen", einen Lichtschalter anzumachen. Hätte ich nicht diese Angst gespürt, hätte ich mich vor mir selbst geschämt.

Als Andreas mich nicht davon abhielt sondern ermutigte, betrat

ich den Raum. Ich hastete zum Lichtschalter und drückte ihn. Zuerst dachte ich, das Licht wäre defekt. Doch dann wurde es hell, als hätte die Glühbirne sich erst langsam aus dem langen Winterschlaf aufraffen können.

Andreas war bereits fast oben, als ich ihn endlich rief. Der Raum wirkte sehr hoch, was vermutlich an der schwarzen Farbe lag, mit der die Decke gestrichen war. Es roch nach wie vor modrig und irgendwie ekelhaft, aber es war wesentlich erträglicher als gestern abend.

Die Gegenstände in diesem Raum waren faszinierend.

Es gab mehrere alte Holzregale, die sich unter der Last offenbar schwerer und sehr alter Bücher krümmten. Wo keine Regale waren, wurden astronomische Zeichnungen angenagelt. Wer auch immer diesen Raum genutzt hatte, war offenbar sehr fortgeschritten in diesem Fach, denn ich kann keine einziges der dort aufgezeichneten Sonnensysteme. Ich kannte gerade mal unsere neun Planeten, aber die spielten hier keinerlei Rolle.

Selbst am Boden fanden sich unzählige Pergamente und Folianten verstreut. Es war staubig und schwül.

Etwa in der Mitte des Dachbodens war eine aufgeräumte Stelle. Dort befand sich ein mit roter Farbe gemalter fünfzackiger Stern, ähnlich dem Davidstern der Juden. Der Stern war in einer Art Ring eingefasst, in dem seltsame Runen und Symbole eingezeichnet waren. An jeder Spitze war eine bis auf den Boden abgebrannte Kerze zu sehen.

Und in der Mitte lag ein frisch aussehender Apfel.

Ich traute meinen Augen nicht und startete die Frucht an, als wäre diese der erste Apfel meines Lebens.

Andreas keuchte überrascht auf. Ich drehte mich zu ihm um, doch er hatte den Apfel noch nicht gesehen. Statt dessen starrte er die schwarze Decke an. Dann erkannte auch ich es. Oberflächlich betrachtet wirkte die Decke schwarz. Doch wer länger hinsah, erkannte plötzlich das Schimmern der Sterne und der Galaxien. Und wer noch länger starrte, der konnte sie sehen. Die Gestalten, dort in dem Bild herumhuschten. Wenn man versuchte, die Gestalt

abzugrenzen dann scheiterte man, da sie plötzlich in der nächsten Gestalt übergang.

Nun wusste ich, warum dieser Raum verschlossen war. Der Apfel an sich war schon verrückt genug. Doch diese Decke... sie war wunderschön und entsetzlich zu gleich. Ohne jeden Zweifel konnte sie jeden auch noch so unerschütterlichen Menschen in den Wahnsinn treiben, wenn er nur lange genug hineinstarrte. Nietzsches Worte fielen mir ein. "Wenn du lange genug in den Abgrund hineinblickst, blickt er auch in dich hinein", hatte er geschrieben. War es das? War es das, was Nietzsche gesehen hat? War es vielleicht doch kein theoretischer Satz eines Denkers? Nichts schien mehr unmöglich. Nichteinmal, das Nietzsche all die Düsternis seines Lebens mit eigenen Augen gesehen hatte.

Je länger man hinsah, umso beweglicher und verrückter wurde das Bild. Ich schloss meine Augen. Als ich sie wieder aufmachte, waren die Gestalten verschwunden und schwarze Deckenfarbe zierte die Decke. Doch dann sah ich die Sterne zurückkommen und alles begann von vorne.

Ich hatte Angst, jedoch nicht diese panische, verrückte Angst von gestern. Eine Art ruhige, gesetzte Art von Angst. Das Bewusstsein, das man sterben könnte. Und es akzeptierte, weil man wusste, das Sterben nicht das Schlimmste ist.

Es sind optische Täuschungen, sagte ich zu Andreas, ohne das ich es selbst glaubte. Ich hatte nur keine bessere Erklärung. Er hatte sich abgewandt und war bleich. Ich glaube, er hat nicht wieder nach oben geblickt.

Es war nur ein Bild.

Ich machte Andreas auf den Apfel aufmerksam. Verwundert schüttelte auch er den Kopf. Wir konnten keine Erklärung finden, wie offensichtlich frisches Obst in die abgeschlossene Kammer kommen konnte. War dies alles der Streich eines Kollegen? Lebte hier ein Einbrecher? Das war unwahrscheinlich, es gab hier keinen weiteren Eingang.

Niemand von uns wagte es, in diesen Stern zu treten und den Apfel zu berühren. Nachdem wir einige Zeit gestöbert hatten, fragte

mich Andreas ob er mich alleine lassen könne oder ob ich nochmals bei ihm übernachten wolle. Er fühlte sich eindeutig unwohl und wollte nun zurück nach Hause.

Ich jedoch fühlte mich befreit. Ich spürte ganz klar, dass hier keine Gefahr mehr drohte. Im Gegenteil, der Ort faszinierte mich und hatte mich in seinen Bahn gezogen. Was auch immer sich hier bewegt hatte, was auch immer hier stank oder woher auch immer das Licht kam: es war fort.

Das eigentlich schreckliche Bild an der Decke hatte etwas in mir ausgelöst. Ich fühlte keine Angst mehr. Ich hätte fast gesagt: „Geh, ich kann nun sterben“. Aber ich sagte ihm, ich würde alleine klar kommen.

Ich wollte irgendwie sogar, das Andreas ging. Diese Bücher-Schätze... ich musste sie nun durchsehen und verstehen, was sie bedeuteten.

Mein Freund verabschiedete sich und ich begann die Titel der Bücher zu untersuchen.

Zahlreiche waren auf Lateinisch verfasst, oder in älteren Sprachen. Ich vermutete Hebräisch und altes Französisch. Aber auch Bücher in altem Englisch waren zu finden, ebenso wie in deutscher Fraktur. Ich sah „Namenlose Kulte“, „Unaussprechliche Riten“ und einen seltsamen Bildband, der ähnliche Symbole aufwies wie der Stern in der Mitte des Raums. Ein riesiges, offenbar häufig gelesenes Buch trug den Titel „Necronomicon“ und war von dem Araber Abdul Al'hazred geschrieben.

Als ich es durchblätterte, fragte ich mich, was hier studiert wurde. Mir wurde unheimlich zumute, je länger ich las. Bald hatte ich herausgefunden, dass der Stern in der Mitte des Raumes ein Drudenfuss war. So wie er gezeichnet worden war, sollte er „beschworene Meister“ in Zaum halten und sie „nicht in unsere Dimension“ lassen. Bald legte ich diese Lektüre weg und widmete mich dem Sekretär, wobei ich hoffte, auf Notizen des unheimlichen Vermieters zu stoßen.

Ich fand tatsächlich mehrere Briefe. Die Tinte im Tintenfass war noch flüssig und hatte die gleiche Farbe wie die Schrift auf

den Briefen, aber trotzdem wollte ich nicht glauben, dass die Briefe damit verfasst worden waren. Die jüngste Datierung war 1921, die älteste 1890. Ich wusste nicht, wie lange sich Tinte verwenden lies, konnte mich aber an mein eigenes, moderneres Tintenfass erinnern, als ich mich 2001 erfolglos in der Kalligraphie geübt hatte. Die Tinte war zwei Jahre später klumpig geworden und anschließend ausgetrocknet.

Ich blickte zum Apfel und fragte mich, ob wohl das gleiche Rätsel hinter den beiden Gegenständen lag. Die Adresse des Absenders war Karl Meitenberg. Die Empfänger variierten, aber mir fiel besonders Xavier Michels auf. Ich war froh, dass ich die sagenhafte Speed-reading-Technik in einem Kurs erlernt hatte, die es mir ermöglichte, mit recht hohem Verständnisgrad viele der Briefe in kürzester Zeit zu überfliegen und zu verstehen. Anfangs war es für mich schwer, wegen der antiquierten Sprache und der gewöhnungsbedürftigen Schrift, doch dann klappte es recht gut.

Xaver Michels war wohl ein guter Freund von Karl Meitenberg; Xaver schien in Süddeutschland zu wohnen und sie schienen das Hobby der Astrologie zu teilen, wobei sie den Kenntnisstand von Hobbyisten schon lange hinter sich gelassen hatten. Beide waren wohlhabend und konnten sich auf ihre Forschungen stürzen, ohne mit finanziellen Problemen zu kämpfen. Irgendwann hatte Xaver das Necronomicon in die Finger bekommen, welches jetzt hier in Frankfurt lag (wenn es sich nicht um eine weitere Kopie handelte, was mir aus unerklärlichen Gründen irgendwie unwahrscheinlich erschien).

Ich fand ein paar von seinen Briefen, die immer wirrer und wirrer wurden. Er verfiel in eine Art von Hysterie und sprach immer mehr von den großen Alten und von seltsamen Ritualen, die er durchführte. Karl versuchte ihn anscheinend zu beruhigen. Allgemein schien der in Frankfurt lebende Karl mehr Erfahrung mit solchen Dingen als sein Freund zu haben. Es sah so aus, als empfahl er Strategien und neue Rituale, wenn Xavers okkulte Gehversuche nicht geklappt hatten.

Einem Brief war ein Zeitungsartikel angehängt. Darin war von

einem ungeklärten Mord in Augsburg die Rede. Ich konnte auf die Schnelle die Verbindung zu den beiden Männer nicht knüpfen und las weiter. Doch Xavers Briefe wurden immer verrückter, bis nach einer langen Schreibpause von vier Monaten seine Briefe den Absender des Sanatoriums in Rosenheim trugen. Es gab nur drei Briefe aus dem Sanatorium, in denen er Karl immer dringlicher um Hilfe bat. Im letzten sprach er davon, dass „sie nun frei wären und ihn holen würden, denn er konnte seine Versprechen nicht einhalten, die er ihnen auf sein (Karls) Anraten gegeben hatte“. Er flehte seinen Freund an, zu ihm zu kommen und ihn zu retten, doch man konnte nicht sehen, ob Karl dies getan hatte. Der letzte Brief mit dem Absender des Sanatoriums kam im Jahr 1921 von der Anstaltsleitung, die Karl mitteilte, dass sein Freund Xaver sich in seinem Zimmer erhängt hatte.

Der Sekretär hatte Schubladen, die abgeschlossen waren. Ich beschloss, dem nicht weiter nachzugehen und die Kammer für heute zu verlassen und mich schlafen zu legen. Es war elf Uhr, und mein Kopf schwirrte von den okkulten Forschungen, Astronomie, Andeutungen über die großen Alten und anderen sagenhaften Gestalten. Ich konnte weder den Apfel noch das Tintenfass erklären und hatte das Gefühl, auf der Stelle zu treten. Ich entschied, am nächsten Morgen im Internet nach Xavers und Karls Namen zu suchen und somit weitere Anhaltspunkte zu bekommen.

Ich hoffte inständig, dass mein Projekt, das mir die Wohnung bezahlte, mich noch eine Weile behalten mochte. Zum ersten Mal in all den einsamen Programmiererjahren wollte ich nicht am Wochenende nach Hause zurückkehren, sondern in der Stadt meines Auftraggebers bleiben. Zum ersten Mal seit vielen Jahren hatte ich eine andere Aufgabe, als all meine Zeit der schlimmsten modernen Sklaverei zu widmen, die es im Jahre 2007 gab: der IT.



## Notizen Andreas Pestrowka

Ich schreibe dies am 17. Mai. Leo kam gestern auf mich zu und erzählte mir eine wirre Geschichte über einen geheimen Raum in seiner Projektwohnung und äußerst üblen Gestank, der daraus drang. Tatsächlich klingelte er spät abends an meiner Haustür. Als ich die Tür öffnete, stand er bleich und mit Blut unterlaufenen Augen vor mir. Ich bat ihn natürlich sofort herein. Noch bevor die Tür geschlossen war, erzählte er mir, dass er eine Luke gefunden hatte, in seinem Projekthäuschen, wie wir diese kleine Wohnung in einem alleinstehenden Haus genannt hatten. Als er sie öffnete, war wohl ein seltsames Licht zu sehen und der bereits erwähnte üble Gestank zu riechen, was ihn dazu veranlasste, zu fliehen.

Ich habe nicht herausgefunden, warum er eigentlich so verängstigt war. Das Licht kann genauso gut von einem Fenster hereingefallen sein. Und wenn diese Luke seit langer Zeit verschlossen war, dann ist es nur natürlich, wenn es modert und riecht. Ich konnte ihn nur mit Mühe und Not beruhigen. Er war eigentlich nicht unbedingt als Hasenfuß bekannt; in der Arbeit kennen ihn die Leute als mürrischen Anpacker, der sich vor keiner Aufgabe scheut und auch gerne mal den Kunden vor den Kopf stößt. Konfrontationen scheut er nicht, trotz seines zurückgezogenen Wesens, das man schon fast als eigenbrötlerisch bezeichnen könnte.

Ich beruhigte ihn mit ein paar Bier und erzählte von meiner letzten Frauengeschichte. Ich hatte eine nette Dame kennengelernt, die mich allerdings immer wieder neckte. Ich vermutete, dass sie mich nicht ernst nahm, wie das so oft in meinem Leben geschah. Jedoch bin ich durchaus optimistisch – irgendwann sollte selbst ein Informatiker in einem anderen Menschen Gefühle erwecken können.

Normalerweise schreibe ich solche Dinge nicht auf, noch schreibe ich üblicherweise Tagebuch, doch ich habe das Gefühl, dass diese Geschichte noch längere Bahnen zieht. Heute nämlich bat mich Leonhardt, früher Schluss zu machen, um etwas über die Geschichte des Hauses bei Egypt (der Wohnungsvermittlung) zu erfahren. Die

Vergangenheit der Immobilie ist tatsächlich etwas seltsam.

Ein Andrej Mellen scheint wohl direkt vor Leonhardt dort gewohnt zu haben und der war eines Tages plötzlich verschwunden. Doch das beunruhigte mich noch nicht besonders; so etwas sollte es ab und an geben, wie man täglich im Fernseher verfolgen konnte. Vermutlich wollte er der monotonen und nervenaufreibenden Arbeit eines Beraters entkommen, vielleicht auf der Suche nach etwas mehr Spiritualität in seinem Leben.

Allerdings trafen wir kurz nach sieben am Häuschen ein und als wir es schließlich betraten, fühlte ich etwas. Ich kann nicht genau erklären, was es war. Leonhardt schien nichts zu merken. Es war wie ein kalter Windhauch, der einem im Winter über das Gesicht fährt. Ich hatte das Gefühl, etwas „huschte“ an mir vorbei und streifte mich. Das war natürlich unmöglich und ich wollte Leonhardt nicht weiter beunruhigen, daher schwieg ich. Ich nahm mir aber vor, die Augen offen zu halten.

Wenn man die Wohnung betrat, befand man sich fast sofort im Wohnzimmer, und dort konnte ich mein Erstaunen kaum verbergen; überall lag Müll herum und seltsame Schriftrollen, wie ich sie in Museen schon gesehen hatte. Kurz dachte ich, dass Leonhardt vielleicht doch schon oben gewesen war und diesen Krempel hier heruntergebracht hatte. Doch dies wollte mir Leo offensichtlich nicht zeigen, denn er marschierte durch die aufgetürmten Unterlagen und schien keine Notiz davon zu nehmen.

Zügig lief er schon die Treppe hoch und so konnte ich kaum einen Blick auf die Papiere werfen. Die Dachluke war noch heruntergelassen und eine schmale, nicht sehr stabil aussehende Treppe führte hinauf. Irgendwoher holte Leonhardt eine Taschenlampe; so schnell, dass ich dachte, sie hätte schon bereitgelegt. Nervös erklomm er ein paar Stufen und erklärte, dass er hineingehen und den Lichtschalter betätigen wollte. Es war stockduster hier unten und ich konnte mir nicht erklären, woher Leonhardt wusste, dass dort oben ein Lichtschalter existierte.

Kurz dachte ich, er würde mich auf den Arm nehmen. Doch sein Blick war ernst und mein Bauchgefühl sagte mir, dass irgendwas

nicht stimmte. Tatsächlich hatte ich seit dem seltsamen Windhauch im Erdgeschoss ein beständiges Kribbeln in der Bauchgegend. Und leicht bin ich sicherlich nicht zu erschüttern. Ich sagte zu Leonhardt, er solle sein Glück mit dem Lichtschalter versuchen. Er zog eine Grimasse, die ich mir nicht erklären konnte, sprang aber dann schnell in das Dunkel und tatsächlich, kurz darauf war das Licht einer schwachen und möglicherweise alten Glühbirne zu sehen.

Oben konnte ich noch wesentlich mehr von ähnlichen Dokumenten sehen, wie ich sie unten schon vorgefunden hatte. Wirres Zeug mit allerhand Symbolen, die in den Regalen an den Wänden oder auf dem Arbeitstisch ausgebreitet waren. Die Decke des Zimmers war völlig schwarz gestrichen und ich fragte mich nach dem Sinn. Leonhardt machte mich auf ein sternförmiges Symbol in der Mitte des Raumes aufmerksam. Ich weiß noch ganz genau, wie er sagte: „Sieh dir diesen Apfel an“.

Als ich ihn sah, wusste ich plötzlich, dass meine Vermutung richtig war: irgendetwas Schreckliches würde passieren – oder es war bereits passiert. Denn ich wusste, dass einer von uns, entweder Leonhardt oder ich, den Verstand verloren hatte. Im Stern lag ein menschlicher Totenkopf, kein Apfel. Ich wollte gerade Leonhardt auf den Irrtum hinweisen, da sah ich seinen Blick. Irgendwie schien er tatsächlich zu glauben, dass es sich hier um einen Apfel handelte. Ich war verwirrt und hatte Angst, denn mit einer solchen Situation war ich noch nie konfrontiert worden. Ich verabschiedete mich daher, als ich merkte, dass sich Leonhardt etwas beruhigt hatte, und ging nach unten. Dort packte ich wahllos ein paar der Dokumente ein, die mir sinnvoll für eine Nachforschung erschienen, und verschwand dann, verfolgt von meinen düsteren Gedanken.

## **Notizen Leonhardt Hansen**

Der Donnerstag der 18. Mai wurde anstrengender als gedacht und erschöpft legte ich mich spät abends in mein Bett, ohne weitere Forschungen anzustrengen. Ich erfuhr, dass sich Andreas krank

gemeldet hatte und auch am Freitag nicht kommen würde. Ich schrieb ihm eine kurze E-Mail, worin ich mich für seine Hilfe bedankte und ihm außerdem gute Besserung wünschte.

Am darauf folgenden Freitag verließ ich das Büro bereits kurz nach dem Mittagessen und freute mich auf mein sicherlich interessantes Wochenende. In der Wohnung betätigte ich nun endlich eine Internet-Suchmaschine und forschte zunächst nach Karl Meitenberg. Tatsächlich konnte ich nach einiger Zeit Einträge über ihn in versteckten und schlecht besuchten Newsgroups, also öffentlich zugänglichen E-Mail-Verteilern, finden. Doch die Verfasser hatten sich kurz gefasst.

Karl Meitenberg war offensichtlich der Verfasser einiger Bücher mit seltsam anmutenden Titeln wie „Die Wächter der Schwelle“ und die „Lehren des Necronomicon“. Offensichtlich wurden in diesen Verteiler-Listen digitale Kopien dieser Bücher verteilt, da kein Verlag bereit war, diese Bücher zu drucken. Ich wunderte mich, denn ich war recht bald über verschiedene okkulte Verlage gestolpert, die, so dachte ich, doch sicherlich Interesse an solchen Büchern haben sollten, zumal die Texte mittlerweile der Public Domain zugeschrieben wurden und somit ohne Rücksicht auf Zahlungen an den Autor nach belieben gedruckt werden durften.

Tatsächlich war einer der wenigen Links zu einem E-Book noch aktiv und ich lud hastig die Quelle runter, als ob jemand in den nächsten Minuten die Datei löschen könnte. Das Buch trug den Titel „Menschenkraft durch Menschensaft“ und bald sollte sich mir der schrecklichste Inhalt offenbaren, der wohl je geschrieben wurde. Ich wunderte mich nicht weiter, warum dieses Buch nicht gedruckt wurde.

Es propagandierte ganz offensichtlich eine Mischung aus Kannibalismus und Vampirismus. Mit böartigen und rassistischen Worten erklärte es, wie ein Mensch – ein Magiker, wie Meitenberg diese Verrückten nannte – aus anderen Menschen Wissen, Energie und auch Lebensjahre gewinnen konnte. Die Wege und Mittel waren verschieden, und eines grauenvoller als das andere. Das harmloseste war das „Extrahieren“ und Trinken von Blut, das

speziell aufbereitet wurde. Dann wurden Techniken beschrieben, ganze Menschen bei lebendigem Leibe in Essig aufzulösen und die Brühe dann – vermischt und verdünnt mit weiteren Flüssigkeiten –

zum Einreiben zu verwenden. Die so gewonnene Tinktur soll für viele Magiker viele Jahre reichen und den Körper veranlassen, besondere Düfte und Stoffe auf Befehl zu produzieren. Gegen Ende des Buches wurden die Techniken noch brutaler und im letzten Kapitel – ich war zutiefst erschüttert und eine starke Übelkeit machte mir zu schaffen – beschrieb Meitenberg tatsächlich die verjüngende Kraft, die man durch das Verspeisen eines Säuglings gewinnen sollte, oder auch die Herstellung einer Flugsalbe mit dem Hirn eines ungetauften Kindes.

Meitenberg war offensichtlich ein kannibalistisch veranlagter Verrückter, der viele seine Ideen in der Geschichte und im Aberglauben der Inquisition suchte. Er schien außerdem viele Jahre lang nach einem besonders abscheulichen Buch gesucht zu haben: dem „Cultes des Goules“, das einen (so denke ich) mindestens ebenso grausamen, kannibalistischen Kult beschrieb. Ich weiß nicht, ob er dieses Buch jemals gefunden hat. Ich überlegte, ob es oben lag, doch ich war nicht sicher und beschloss daher, es suchen zu gehen. Da die Themen, über die Meitenberg offensichtlich am erfolgreichsten schrieb, und der Inhalt des „Cultes des Goules“ sehr nah beieinander lagen, vermutete ich, dass er das „Cultes des Goules“ gefunden hatte; da dieses Buch bereits 1702 geschrieben wurde, dürfte es als Grundlage seiner Forschungen gedient haben. Ich beendete meine Internetrecherche, ließ aber den Computer an und öffnete ein paar MP3s, die mich von unten aus beruhigen sollten, wenn ich oben beschäftigt war.

Der Raum war genauso verlassen und unberührt, wie ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Der Apfel lag nach wie vor in der Mitte des Raums und erfüllte mich wie immer mit einem Unbehagen, wann auch immer ich ihn ansah. Ich wühlte mich durch die Folianten und Pergamente und suchte nach dem „Cultes des Goules“, aber es war sinnlos.

Dann ordnete ich alle Papiere und Bücher und brachte sie in das Wohnzimmer, während draußen die Nacht hereinbrach. Ich wollte unten arbeiten, denn da hatte ich eine Verbindung zum Internet (ich lehnte kabellose Verbindungen ab, sonst hätte ich auch im Dachgeschoss forschen können; ich vermute immer noch, dass die Strahlung nicht gut für einen ist) und außerdem quälte mich die seltsame Decke mit seinem furchterregenden, sich offensichtlich in Bewegung befindlichen Motiv.

Ich wollte auch den Apfel mit nach unten nehmen und so betrat ich ohne weitere Vorbehalte das Pentagramm. Wie ein Blitz schoss mir ein Schmerz in den Magen und meine Gelenke fühlten sich an, als würde in mir die schlimmste, fiebrige Grippe wüten. Die Plötzlichkeit meines Anfalls kam so überraschend, dass ich keuchend auf die Knie sackte und unter Schmerzen versuchte durchzuatmen. Nach einer Minute oder länger hatte ich meine Ruhe wieder, und der Schmerz lies nach. Ich stellte fest, dass mich eine Grippe erwischt haben musste, denn ich fühlte mich nach wie vor fiebrig. Eine andere Erklärung für den plötzlichen Schwächeanfall fiel mir nicht ein.

Zum ersten Mal berührte ich den Apfel, der in der Mitte des Drudenfußes stand. Ich fürchtete mich, als ob diese Frucht einer unbenannten Macht gehörte. Er war unglaublich schwer und als ich in der Mitte des Sterns kniete, den Apfel in der Hand, verspürte ich die Lust, in ihn zu beißen. Die Schatten in dem Deckengemälde bewegten sich schneller und hastiger und nur mit gewaltigster Willenskraft gelang es mir, diese verruchte Frucht des Teufels wieder auf ihren Platz zu legen. Ich quälte mich ohne Beute aus dem Kreis.

Mein Wohlbefinden verbesserte sich sofort, aber das Fieber blieb. Ich wollte jetzt nicht näher über diese Schwäche nachdenken, löschte das Licht und verlies den Raum. Die interessanten Papiere hatte ich ja bereits und die Ritualgegenstände brauchte ich nicht. Daher schloss ich die Luke und wankte langsam in die Küche, um meine plötzlichen Grippe, die sicherlich von der nervösen Anspannung der letzten Tage herrührte, mit Aspirin und anderen

chemischen Keulen zu bekämpfen. Ich las noch eine Weile auf der Couch in den Pergamenten und den Briefen, dann fiel ich in einen tiefen Schlummer mit unruhigen Träumen.

## **Notizen Dr. Piotr Juraslev**

Freitag, 19. Mai 2006. Ich habe am heutigen Freitag einen neuen Patienten begrüßt, über den ich diese Aufzeichnung führe, weil ich mit meinem Kollegen in der Gemeinschaftspraxis darüber sprechen werde. Irgendwie erinnert mich diese ganze Sache an etwas, was sich vor nicht langer Zeit zugetragen hat. Ich denke, Alex hat diesen Fall in unserer Praxis bearbeitet. Allerdings erinnere ich mich jetzt nicht genau an die Umstände, dies kläre ich später.

Andreas Pestrowka wollte eigentlich nur etwas über den Gemütszustand seines Freundes herausfinden, der sich wohl übermäßig mit okkultur Literatur beschäftigt und in der Folge unter Wahnvorstellungen leidet – so seine Einführung in unser erstes Gespräch. Allerdings habe ich berechnigte Zweifel, dass es sich genauso verhält oder es überhaupt diesen „Freund“ von Herrn Pestrowka gibt.

Tatsächlich bin ich wirklich froh über diesen Umstand. Zunächst verspricht dies ein sehr interessanter Fall zu werden, mit dem ich mich gerne beschäftige. Die ständige Arbeit mit den Alltagsproblemen des modernen Menschen ermüdet mich manchmal sehr – die Probleme der globalen Beschleunigung, die sich jedermann selbst schafft, soll ich in extremer Geschwindigkeit lösen? Zum anderen habe ich ein sehr ungutes Gefühl, was Herrn Pestrowka angeht. Es ist natürlich zu früh, um etwas zu sagen, aber es könnte sich hier um eine Art Schizophrenie handeln und ich möchte nicht ausschließen, dass er unter Umständen auch gewalttätig werden könnte. Mein Verdacht begründet sich auf verschiedenste Dinge.

Zum einen erzählte er mir von seinem Freund, Leonhardt Hansen, der sich mit okkultur Literatur beschäftigt. Ich selbst habe mich in meiner Jugend mit okkulten Büchern fortgebildet, bis ich in

die seriösen Bereiche der Wissenschaft vorgedrungen bin. Nach wie vor gehört es zu meinen Hobbys, diese armen Irren zu analysieren. So gesehen hätte Hr. Pestrowka auf keinen besseren Fachmann treffen können. Einem anderen wäre wohl nie aufgefallen, dass der Name Leonhardt Hansen der Name eines bedeutenden Kabbalisten ist – der bereits seit gut 200 Jahren tot sein dürfte! Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass Hr. Pestrowka einen Freund mit diesem eher seltenen Namen hat, der sich abermals mit okkulten Thesen beschäftigt.

Als ich – wohl wissend wer Leonhardt Hansen war – Herrn Pestrowka weiter befragte, was die Praktiken und Bücher seines Freundes angeht, konnte er äußerst detaillierte Antworten geben. Einmal zog er sogar einige überaus interessante, alte Pergamente hervor, auf denen mehrere Rituale beschrieben waren. Er erklärte, dass sein Wissensstand sich auf diese Pergamente zurückführen lässt, die er bei seinem Freund gefunden hatte. Tatsächlich beschrieben diese Dokumente alte Fruchtbarkeitsrituale, die beispielsweise bei den Kelten zur Steigerung der Potenz verwendet wurden. Ich stellte ihm daraufhin bewusst Fragen über Opferrituale, um zu prüfen, wie groß das Hintergrundwissen meines Patienten ist. Ich wollte also beispielsweise wissen, ob es sich seiner Meinung bei der Anordnung der Zeichen am Boden und der Ausrichtung eines Tierschädels um ein sumerisches Ritual zur Tötung eines Feindes handelt, auch wenn ich das Ritual bereits erkannt und als Sexualritual deklariert hatte. Er verneinte hierbei, wies auf die Pergamente mit dem Fruchtbarkeitsritus und erklärte, dass die eine Spitze des Pentagramms offen gelassen worden war, um die aufkeimende Energie auf den Okkultisten zu lenken. Es sei also unwahrscheinlich, einen Tötungsritus zu vollziehen, meinte er, sondern eher ein Ritus, der die Energie eines Opfers auf den Okkultisten lenken sollte, sozusagen um den Ritualisten zu stärken. Auch wenn er dabei nicht die Worte „Fruchtbarkeit“ oder „Potenz“, erwähnte, stimmte der Kern seiner Aussage doch erheblich mit dem wahrhaftigen Hintergrund überein.

Dabei erzählte er dies so gelassen und gelangweilt, dass ihm



offensichtlich mein Erstaunen entging. Es sah nicht so aus, als wäre ihm bewußt was er eigentlich gerade alles erzählt hatte. Woher konnte er also dieses Wissen haben, wenn er nicht selbst der Freund war, der sich intensiv mit okkulten Themen auseinandersetzte? Niemand, der sich nur 24 Stunden mit derlei Themen beschäftigte, konnte so eine detaillierte und wohl überlegte Antwort geben.

Zu guter Letzt bemerkte ich, wie Herr Pestrowka einige Male erwähnte, dass sein Freund Leonhardt wohl besser die Finger von den Dokumenten lassen sollte. Es klang aber nicht besorgt; eher so, als wäre ihm die Verwendung der in Frage stehenden Unterlagen nicht recht.

Ich muss mehr Zeit mit diesem Mann verbringen. Zum derzeitigen Stand könnte es sich hier um eine posttraumatische Störung oder vielleicht sogar Schizophrenie handeln. Der Tonfall ließ mich eine Autoaggression vermuten. Vielleicht auch manische Depression einer besonderen Art. Wenn ich Recht behalte, dann ist dieser Patient äußerst gestört und muss dringend und bald behandelt werden, sonst besteht möglicherweise die Gefahr einer Selbstverletzung.

Mit dem Vorwand, mehr über den Freund wissen zu wollen, überzeugte ich ihn am Ende der Zeit davon, wieder in meine Sprechstunde zu kommen.

## **Notizen Leonhardt Hansen**

Am Samstag erwachte ich mit trockener Kehle und einem leichten Fieber. Ich trank viel Wasser und nahm Medikamente zu mir. Dann entschloss ich mich, in die Universitätsbibliothek zu fahren und mir die Mikrofilme einiger alten Zeitungen anzusehen, falls das möglich war. Tatsächlich gab es einige Zeitungen, die für mich besonders interessant waren.

Ich wühlte gerade nach Berichten in den Jahren 1916 – 1921, denn in diesem Zeitrahmen hatte ich einige Briefe zwischen Michels und Meitenberger gefunden. 1917 beispielsweise schrieb die Frank-

ferter Allgemeine besonders oft über verschwundene Erwachsene. 1918 beruhigte sich das Ganze und 1919 und 1920 war von einem besonders rücksichtslosen Kindsentführer die Rede. Tatsächlich fand man einige von den 21 entführten Kindern tot wieder – schrecklicherweise stets als Gerippe, auch wenn die Kinder noch nicht so lange verschwunden waren. Es war daher schwer und meistens unmöglich, die Kinder eindeutig zu identifizieren, zumal die persönliche Habe wie Kleidung oder Spielzeuge, was die Opfer mit sich hatten, achtlos auf einen Haufen geworfen worden waren. Die Meisten wurden anonym bestattet, sehr zur Qual der Eltern. Ähnliche Zeitungsberichte gab es auch in der Südbayerischen Zeitung, ein Blatt, das 1960 seine Arbeit einstellte. Parallelen zu den Vorkommnissen in Frankfurt wurden ausgeschlossen, aber man vermutete, dass in Bayern ein Trittbrettfahrer sein Unwesen trieb.

Per Zufall stieß ich auf ein Bild von Meitenberger. Ich fand in einem Blatt von 1916 eine Fotografie des Verrückten. Ich war überrascht, als ich in dem Artikel las: Meitenberger war katholischer Priester und hatte in Frankfurt eine kleine Kirche zu betreuen. Weiter war ich schockiert, als ich herausfand, dass diese Kirche sich in unmittelbarer Nähe zu meiner Wohnung befand – ich nutzte einen Kartendienst im Internet über die Leitung der Bibliothek und der zeigte mir, dass das Gebäude sich nur zwei Gassen weiter befinden musste. Ich kannte die erste Gasse, aber war sie noch nie zu Ende gegangen. Irgendwo am Ende war die Kirche dann. Meiner Erinnerung nach war die Gasse unwirtlich und beängstigend, und ich glaube, dort wohnte auch kaum jemand. Das dort eine Kirche sein sollte – unvorstellbar.

Meitenberger setzte sich wohl für Kinder aus armen Familien ein, bereitete einen Mittagstisch und lehrte ihnen die Bibel. Dies brachte ihm viel lobende Worte seiner Mitbürger ein. Nachdem ich Bücher Meitenbergers im Internet gefunden hatte, beschlich mich ein beängstigendes Gefühl. Ich fragte mich, wie ein Priester solche Bücher schreiben konnte? 1922 wurde die Kirche stillgelegt, weil der Priester „zu Gott abberufen“ worden war. Der Priester war vermutlich Meitenberger, wurde aber nicht mehr namentlich genannt. Die

Kirche wurde stillgelegt, obwohl eigentlich nur ein neuer Priester hätte kommen müssen, der die offenbar gut laufende Gemeinde übernahm. Ich bezweifelte, dass es bei dieser Entscheidung mit rechten Dingen zuring und vermutete, dass die bösen Umtriebe Meitenbergers von der Kirche vertuscht werden sollten.

Ich forschte noch eine Zeitlang nach den Kindsmorden in München. Ein paar Monate vor der Einlieferung Michels in das Sanatorium schienen die Morde aufzuhören. Für mich war dies ein wichtiges Indiz dafür, dass Michels in München genauso gemordet hatte wie Meitenberger in Frankfurt – falls sie es waren, wie ich stark vermutete, nachdem ich die grauenvollen Briefe und digitalen Kopien der von Meitenberger verfassten Bücher gefunden hatte. Offensichtlich hat Michels Psyche jedoch Schaden gelitten, da er sich kurze Zeit nach diesen Untaten selbst gerichtet hatte. Es war bereits vorangeschrittener Nachmittag, als ich die Bibliothek verließ.

## **Notizen Andreas Pestrowka**

Ich war am Freitag bei einem Arzt gewesen, bei dem ich mich über Leonhardts Symptome erkundigt hatte. Im Internet hatte ich gelesen, dass Dr. Juraslev sich viel mit Okkultismus beschäftigt hatte und oft als Berater der Polizei diente, sofern es dort okkulte Indizien gab. Ich empfand den Mann zunächst als äußerst hilfreich. Ich erzählte ihm von dem Erlebnis mit Leonhardt und dem Totenkopf, den Leo als Apfel wahrnahm. Von den Büchern und Pergamenten, die verstreut herumlagen und dem seltsamen Verhalten, das Leo an den Tag lag. Zunächst war er relativ uninteressiert. Doch als er merkte, dass ich tatsächlich in einem solchen Raum gewesen war, wurde er aufmerksam. Ausschlag hierfür schienen die alten Papiere gegeben zu haben, die ich von Leo gestohlen hatte. Für mich war alles auf diesen Zetteln irgendein Kauderwelsch, doch Dr. Juraslev erklärte mir, dass hier wohl eine Art Ritual beschrieben war, mit der man Lebensenergie von seinem Opfer auf sich selbst

übertragen konnte. Es schien, als wollte er noch mehr von diesen Dokumenten sehen, doch ich hatte nicht mehr eingepackt. Auf seine Fragen konnte ich ohnehin kaum Antwort geben. Jedenfalls war Dr. Juraslev sehr an diesem Fall interessiert und gab mir sogar seine private Handynummer.

Er war äußerst beunruhigt über das Verhalten von Leo und wollte über alle seine Schritte Bescheid wissen. Außerdem bat er mich, ein Auge auf meinen Freund zu werfen. Ich war sehr dankbar für die Unterstützung, die ich so schnell gefunden hatte. Beim Hinausgehen sagte er aber etwas, was mich stutzig machte. Ich grübelte ständig darüber nach, konnte mir aber keinen Reim daraus machen. Er fragte mich, ob wir schon das Buch des Ak'Alzid (oder so ähnlich) gefunden hatten. Was mich verblüffte, war nicht die Tatsache, dass er gezielt nach diesem einen Buch fragte. Er sagte, ob wir es – schon – gefunden hatten, als ob er dies erwarten würde. Als ob er etwas wüsste. Ich hatte ihm in der Besprechung Leonhardts Adresse gegeben, doch ich bereute es stark, kaum hatte ich die Tür verlassen. Irgendwie machte sich eine dunkle Vorahnung in mir breit. Wir werden sehen – immerhin hat sich dieser alte Arzt seit vielen Jahren mit Okkultismus beschäftigt. Im Nachhinein hätte es mich gewundert, falls er im Kopf normal geblieben wäre.

## **Notizen Leonhardt Hansen**

Ich kehrte zurück zu meiner Wohnung, wollte aber meine Forschungen noch nicht beenden. Ich ging von der S-Bahn direkt zu der unheimlichen Gasse, in der sich irgendwo die zweite Gasse mit der Kirche befinden sollte. Müll lag herum, als ob hier selten Straßenfeger vorbeikamen. Die Eingänge zu den Wohnungen waren verwahrlost und schmutzig, aber trotzdem waren fast überall Namen an den Klingelschildern angebracht. Niemand war zu sehen. Ich war mir sicher, dass hier arme Menschen wohnen mussten. Es war bereits recht düster hier, denn die hohen Häuser standen dicht beieinander und ließen wenig Licht zur Straße durchkommen. Als

ich weiterlief, machte die Gasse nach etwa 50 Metern einen Knick und offenbarte eine Art Platz.

Ich fühlte mich, als wäre ich nicht mehr in Deutschland, und dieses Gefühl wurde von drei alten Männern noch verstärkt, die mit Klappstühlen um einen Campingtisch saßen und sich leise in einer fremden, hart klingenden Sprache unterhielten - war es vielleicht Rumänisch?

Auf dem Tisch stand Bier und Aschenbecher. Sie waren in Unterhemden und schmutzige Sporthosen gekleidet. Ihre Gesichter waren faltig und braungebrannt. Sie waren offensichtlich lange im Straßenbau tätig gewesen, bevor sie ihre schlechte Rente in diese armselige Gasse trieb. Als sie mich sahen, beendeten sie ihr Gespräch abrupt und sahen mich an – mich, in feiner Kleidung und offensichtlich so fehl am Platz. Ich überlegte, zunächst einfach an ihnen vorbeizugehen, ohne ein Wort zu sagen. Doch dann begrüßte ich sie freundlich, als ich merkte, dass ihre Blicke mir misstrauisch folgten. Sie grüßten mich mit akzentuiertem Deutsch und ich fühlte mich genötigt, etwas zu sagen, denn es war, als würde ich ihr Wohnzimmer betreten.

Ich erzählte ihnen von meinem Plan, die Kirche dort drüben in der nächsten Gasse, deren Eingang ich schon sehen konnte, zu besuchen. Schlagartig wurde einer von ihnen kalkweiß und bekreuzigte sich, während die anderen beiden einen seltsamen Blick wechselten. Einer der beiden fragte mich ein wenig zu schroff, was ich dort wollte. Die Kirche sei ausgebrannt und vernagelt und der Aufseher würde alle Leute dort fern halten. Ich war überrascht, dass dort noch jemand wohnte. Es stellte sich heraus, dass die Kirche vor langer Zeit (1922 wie ich aus den Zeitungen wusste) geschlossen worden war. Sie hielt wohl später einer Bombe im zweiten Weltkrieg stand, brannte aber wohl vollkommen aus. Obwohl das Dach und eine Seite enorm beschädigt waren, wurde sie nicht wieder aufgebaut. Die Obrigkeit sandte sogar immer wieder neue Beaufträge, die die Kirche verwalteten, obwohl sie offensichtlich nicht mehr benutzt wurde. Die alten Männer erzählten etwas von schrecklichem Unheil, das dort geschehen sei, und dass die Leute,

die nun auf die Kirche aufpassten, darüber wachten, dass das Böse von dort nicht entkommen konnte. Einer der Alten erwähnte eine Reliquie des Hl. Thomas von Aquin, die dort aufbewahrt werden sollte, doch ich schenkte dem keinen Glauben. Warum sollte man eine Reliquie in einer verfallenen Kirche aufbewahren.

Die Verwalter waren strenge Leute, sagten sie, die man nie zu Gesicht bekam. Meistens sah man sie gerade nur dann, wenn sie in das direkt angrenzende, leine Häuschen nebenan einzogen. Die benötigten Lebensmittel wurden telefonisch bei einer Haushaltshilfe bestellt, die die Sachen dann vor die Tür stellte. Niemand, egal wie arm er doch sein mochte, wagte es, diese Lebensmittel zu stehlen. Sie rieten mir, die Gasse zu verlassen, und nötigten mich sogar so massiv, dass ich mich gezwungen sah um zudrehen. Ich gab mich geschlagen, nahm mir aber vor, die zweite Gasse an diesem Abend anzusehen, wenn die alten Männer längst zu Hause bei ihren Weibern waren.

Als die Dämmerung hereinbrach, hatte ich mich bereits in dunkler Arbeitskleidung am Anfang der Gasse postiert und lugte um die Ecke, um zu sehen, ob die Luft rein war. In meinem Rucksack trug ich eine Taschenlampe, ein bisschen Werkzeug und Trinkwasser. Ich hatte einmal eine Freundin, die mich nötigte, auf jede noch so kurze Reise Trinkwasser mitzunehmen – in diesem Fall folgte ich einfach der Konditionierung dieser wunderbaren Frau, die mich später so schnöde verlassen hatte.

In der Tasche meiner schwarzen Kargo-Hose befand sich eine leichte Digitalkamera, falls ich doch etwas Sehenswertes wie eine Reliquie aufspüren sollte.

Die Schatten fielen schnell in die Gasse und obwohl sich ein kleiner Platz in ihrer Mitte befand, war auch dieser bald düster und schlecht einsichtig. Ich hielt mich möglichst versteckt in den Schatten und lief zur anderen Seite, um schnell in die zweite Gasse zu kommen, die Kirchganggasse hieß.

Verstohlen blickte ich mehrmals auf die graue Häuserfront und versuchte festzustellen, ob man mich beobachtete. Es waren mehrere schwache Lichter zu sehen, doch niemand stand am Fenster und

so konnte ich die Kirchganggasse leicht erreichen.

Als ich die kleine Straße betrat, fühlte ich Unbehagen in mir aufsteigen. Die Erinnerungen an die Männer, die mich aufhalten wollten, verblassten angesichts dieses düsteren Weges. Zunächst dachte ich, dass überall Müllsäcke herumlügen, doch es war Steingeröll, Schrott und Gebälk, was hier rostete und moderte. Keine Mülltonnen standen auf den Straßen und auch sonst schien nichts darauf hinzudeuten, dass überhaupt irgendjemand hier wohnte. Die schnell zunehmende Dunkelheit hätte zumindest einen Bewohner dazu bringen sollen, eine Lampe zu entzünden, doch es herrschte Düsternis. Keine Geräusche wie die eines Fernsehapparats, streitende Kinder oder das Geklapper von Küchengeschirr waren zu hören. Das leise Scheppern einer Ratte irgendwo weiter hinten verstärkte das Gefühl der Einsamkeit noch weiter. Mit einem Schlag musste ich an die Alten denken, die mich vor der Gasse gewarnt hatten und ich fragte mich, ob hier nicht noch unheimlichere Mächte am Wirken waren; seit ich den Apfel unter meinem Dach gefunden hatte, schloss ich „Andere Dinge“, wie ich sie nenne, nicht mehr aus. Im Gegenteil; manchmal fiel mir eine unheimliche Begebenheit meiner Jugend ein, die ich damals – ganz der Pragmatiker – mit einem Schulterzucken abgetan hatte, die aber jetzt nochmals ein anderes Licht auf alles warf.

Weit hinten in der dunklen Gasse konnte ich gerade noch etwas erkennen, was wie ein Pfarrhaus wirkte; eine kleine Terrasse oder eine Art Garten, in dem wohl niemals etwas gewachsen war, schien sich davor zu befinden. Ich nahm an, dass nur der Pfarrer hier so etwas besessen haben könnte. Außerdem war direkt dahinter die Kirche zu erkennen – oder das, was von ihr über war. Als ich näher kam, wurde mir erst bewusst wie verfallen das Gebäude war. Das Kirchendach war eingestürzt und zwei Seiten stark beschädigt. Ich dachte sofort an eine Bombe aus dem zweiten Weltkrieg. Das Pfarrhaus und die umliegenden Gebäude schienen aber mehr oder weniger intakt zu sein. Das war verwunderlich, denn die Kirche hatte kaum mehr als drei Meter Abstand zu seinen Nachbarn. Um das Gebäude schien außerdem eine Art Weg zu führen, sodass es

wirkte, als wäre die Kirche einfach auf iner Art Platz errichtet, oder als wären die anderen Gebäude in respektloser Nähe gebaut worden. Das Pfarrhaus schloss direkt an die alte Kirche an. Auch hier brannte kein Licht, obwohl doch die Alten von einer Art Verwalter gesprochen hatten, der wohl Vorräte bestellte oder auch sonst irgendwelchen Geschäften nachging. Ich überlegte, die Gunst der Stunde zu nutzen; offensichtlich war niemand hier, und ich konnte meine Forschungen ungestört vorantreiben. Zunächst zog es mich zur Kirche. Ich folgte dem Metallzaun des Pfarrgartens um das Pfarrhaus, der in direkter Nähe zum Hauptportal in der Kirchenmauer endete. Als ich direkt vor dem Tor stand, erkannte ich im Mauerwerk das Emblem eines Kreises mit einem Totenkopf darin. Schlagartig wurde mir plötzlich die Wahrheit um den Pfarrgarten bewusst; nichts konnte hier je gewachsen sein, so dunkel war die Gasse. Eine Sonnenterrasse war demnach auch überflüssig. Es war ein Totengarten, in dem nichts wuchs, der nur Verfall und Zersetzung hervorbrachte. Keine Blume hatte diesen Ort je geliebt, dessen war ich sicher. Es war einfach ein alter, schmuckloser Friedhof, in dem die umgefallenen Grabsteine im Matsch lagen und jegliche Hoffnung auf Pflege sicherlich längst aufgegeben hatten. Ein Schauer lief über meinen Rücken und die gruseligen Zeichen der Toten und die steinernen Fratzen auf der Kirche, die überall zu sehen waren, verbesserten meine Stimmung nicht gerade. In einer anderen Welt, weit hinter mir, hörte ich eine Tür schlagen. Einer der Alten machte sich wohl auf dem Weg in die Kneipe. Ich jedoch, ich machte mich auf den Weg in eine düstere Welt und öffnete das knarrenden Portal.

Als ich die Kirche betrat, fühlte ich mich sofort beobachtet. Mit meiner Taschenlampe spähte ich in alle Ecken, so weit dies in einem so großen Raum möglich war, der mit allerhand Bänken und Nischen wohl einem Elefanten Schutz geboten hätte, doch ich konnte nichts sehen. Ich verharrte einige Minuten in der Dunkelheit; ich hatte Angst und überlegte, ob ich nicht umkehren sollte. Es war eine ziemlich dämliche Idee gewesen, alleine in der Finsternis hierher zu kommen. Nach einiger Zeit beruhigte ich mich etwas. Es war nichts



zu hören und zu sehen. Ich leuchtete alles aus und stellte fest, dass die Kirche größer als gedacht war. Die hinteren Bereiche konnte ich nur erahnen.

Ich musste hineingehen, um alles zu sehen. Eine Sekunde lang dachte ich noch ans Umkehren, doch dann fasste ich mir ein Herz, schalt allen Aberglauben Unsinn und versuchte, den furchtbaren Apfel zu vergessen, der in meiner Projektwohnung lag und nicht verfaulte. Ich ging ein paar Schritte hinein und sofort fiel mir die erste Unstimmigkeit auf. Es gab keinen Weihwasserkessel. In einer Kirche meiner Jugend war ein paar Schritte nach dem Eingang ein Steinkessel postiert gewesen, daher fiel es mir sofort auf. Ich blickte mich um, auch zum Eingang zurück. Kein Kessel, Nische oder ähnliches. Vielleicht war er im Feuer untergegangen – aber die meisten Behältnisse dieser Art, die ich kenne sind aus Stein oder Metall. Ich war mir jedoch sicher gewesen, dass die Kirche katholisch war.

Der in den Stein eingegrabenen Fratzen und Fresken nach zu urteilen, war sie das auch. Ich ging vorsichtig weiter und meine Schritte halten unheimlich in der Dunkelheit. Ich näherte mich dem Altar. Die Bänke links und rechts waren zerstört, nur selten konnte man noch etwas erkennen, was daran erinnerte. Überall lagen Schutt und Geröll und manchmal rutschte ich gefährlich aus, da auch der Boden Löcher aufwies. An den Säulen standen steinerne Heilige, die mit strengem Blick auf die Betenden herunterblickten. Irgendwas war seltsam an ihnen, doch die Finsternis war zu groß und der Strahl meiner Taschenlampe konnte nicht genug Details entlocken. Als ich fast direkt vor dem Altar stand, stockte mein Atem und ein Bleigewicht legte sich auf meine Brust. Zunächst hatte ich gedacht, dass die Überreste des Altars rußgeschwärzt waren. Doch vor mir stand nicht der vom Gold befreite, pompöse Rest eines katholischen Altars; vor mir war ein Altar, der mir fast die Sinne zu rauben drohte, als mir das Ausmaß des Schreckens langsam bewusst wurde. Der Altar und das Schmuckwerk dahinter waren in schwarzen Stein gehauen; nicht Heilige oder Engel waren darauf zu sehen; nicht zerstörtes Gestein, das unheimlich wirkte; es

waren Statuen von den scheußlichsten Wesen, die sich Menschen nur vorstellen konnten!

Ich vermag kaum zu beschreiben, wie grässlich diese menschenähnlichen Monster wirkten, die anstatt von Armen lange Tentakel hatten; oder Augen, die in furchtbarer Weise einen unerschöpflichen Hunger auszudrücken vermochten. Riesengroße fischähnliche Wesen waren zu sehen, grässliche Münder gefüllt mit Widerhaken ähnlichen Zähnen. Ich keuchte – war ich das wirklich gewesen? Plötzlich wurde mir klar, wie Meitinger als Priester am Sonntag die Bürger mit grausamen Messen verschreckte – und des Nachts auf dem grauenvollen Altar dann Kinder opferte, um weiß was mit ihnen zu tun.

Der Schreck machte meine Glieder taub und mit letzter Willensanstrengung wandte ich mich ab, um fortzulaufen; ich lief kaum zwei Schritte, als ich ihm fast in die Arme rannte. Ich schrie hysterisch auf. Meine Taschenlampe erhellte das Gesicht des üblen Dämonenpriesters – dessen war ich sicher! Er war entstellt und alt, doch ich konnte ihn erkennen. Ihm wuchs ein Horn aus dem Kopf und zwei Tentakel aus dem Rücken, die zuckend um seinen Körper spielten, dann rutschte mir die Lampe aus der Hand und Sekunden später fiel auch ich ohne Bewusstsein auf den Boden, während mich ein kehliges Lachen in die Schwärze verfolgte.

## **Notizen des alten Belz**

Diese verrückte Scheißhausfliege, dachte ich mir, als dieser Irre unser Kartenspiel gestört und nach dieser verdammten Kirche gefragt hat. Das hatte bisher noch nichts Gutes bedeutet! Das sagt zumindest mein Vater und der ist hier aufgewachsen, genau wie sein Vater und dessen Vater.

Immerhin geht es nicht um eine Touristenattraktion bei der Kirche. Da ist einfach eine Menge Scheiße passiert, da fragt man auch nicht 100 Jahre später danach. Da fragt man nie danach. Ich weiß gar nicht, wie der überhaupt auf die Kirche gekommen

ist. Jedenfalls hat mein Vater schon damals Notizen gemacht. Für mich, hat er geschrieben, falls ich in der Gegend bleibe. Ich hab's dann gelesen, als er nach meiner Ausbildung gestorben ist. Und da stand nichts Gutes drin. Das Meiste war ziemlich wirr, aber ihm ging's einfach am End nicht mehr so gut. Der hat sich ja irgendeine Krankheit eingefangen, die keiner mehr heilen konnte. Er ist dahingesiecht wie so ein Stück Vieh. Keiner konnt ihm mehr helfen. Und Mutter und ich mussten es dann ertragen, bis er endlich gestorben ist. Jedenfalls hat er alles aufgeschrieben und ich hab's gelesen. Und selbst als ich dann hier wegkonnte, wollt ich nicht mehr. Irgendwer muss ja auf die Kirche aufpassen. So eine Aufgabe wird einfach vererbt, von Generation zu Generation. Ich weiß, dass ich auch vielleicht sterben muss, und deswegen schreib ich das jetzt alles auf. Für mein Sohn, den Jakob. Weil der muss nach mir auf die verdammte Kirch aufpassen, wenn ich nicht mehr bin.

Jedenfalls hat mein Vater geschrieben, dass er nicht weiß, was er sich damals eingefangen hat. Es hat angefangen, als mein Großvater den Priester vertrieben hat. Der, der die ganzen Kinder wahrscheinlich umbracht hat. Irgendwas war da, dass der die nicht einfach so erwürgt hat oder vergewaltigt, der hat die Kleinen sogar teilweise 'gessen oder irgendso eine Brühe drausgemacht. Total widerlich einfach. Und damit hat er sich eingerieben und 'dacht, er wird unsterblich. Die sind ihm draufkommen, als der Opa den Pfaffen mal gesucht hat. Irgendwie hat ihn der Pfarrer nicht bemerkt und dann ist der Opa ihm halt nach in den Keller. Und da hat ihn fast der Schlag getroffen. Plötzlich sind's einfach von der Decken gehangen, wie so tote Küh im Schlachthaus. Der Opa ist schlagartig weg und hat erst mal in die Büsche g'spien. Jedenfalls hat er sich Verstärkung geholt. Das war nicht so schwer, weil damals sind 'ne Menge Kinder verschwunden und die Leute haben Angst gehabt und wollten einfach, dass es aufhört. Also hat er recht bald 10 oder 12 kräftige und vor allem zornige Leut beineinander gehabt. Und als der Pfaff die Tür aufg'macht hat, sinds halt reingestürmt und haben ihn packt. Ich weiß nicht genau, was dann passiert ist. Jedenfalls sind vier nicht mehr rauskommen, obwohl des nur ein Pfaffe war.

Von denen vier hat man nichts mehr gehört, nie wieder. Die Särge wurden leer bestattet und die Frauen haben geweint, als wären alle Schleußen vom Himmel geöffnet worden, aber sie haben sich nicht beklagt. Die eine hat sogar wohl gesagt, dass sie stolz ist auf ihren Mann, auch wenn sie jetzt alleine ist. Sie hat nie wieder geheiratet.

Der Opa ist jedenfalls wieder raus, aber er hat seitdem nie wieder ein Wort gesagt. Hat dann auch immer ein bisschen gekränkelt. Und der hat dann auch angefangen was aufzuschreiben, daher weiß ich das so genau. Er hat nur nicht beschrieben, was die mit dem Pfarrer da gemacht haben. Streng genommen hätte der auch abhauen können, aber das glaub ich nicht. Der Opa hätte den gejagt, da bin ich mir sicher. Jedenfalls hat der Opa gesagt, dass man die Kirche nie wieder betreten soll. Keiner soll da was wegnehmen, keiner darf da drin beten und überhaupt soll keiner irgendwas von da drinnen essen oder trinken oder am Besten auch gar nichts anfassen. Wenn da jedenfalls noch Kinder drin waren, sind die nie beerdigt worden. Danach ist allerdings auch keines mehr verschwunden. Und als dann im Krieg die Bombe eingeschlagen ist, da war des Thema schon durch und kaum einer hat mehr darüber gesprochen.

Später jedenfalls, so 1958, kam dann schon mal so ein Typ, der da in die Kirche wollte. Und mein Vater war bereit. Der Typ war schon recht alt und wollte unbedingt in die Kirche. Und als mein Vater gesagt hat, dass die seit dem alten Pfaffen keiner mehr betreten hat und dass der da auch nicht reingehen soll, ist der Alte fast ausgerastet. Aber nicht vor Zorn, sondern vor Glück. Der fand das unglaublich, hat er gesagt, weil dann ja noch alles da sei muss. Des hat der Vater nicht verstanden und hat ihm gesagt, der soll bloß sein Krempel nehmen und verschwindn, weil er sonst gehörig eine aufs Maul bekommt. Da ist er wieder abgezogen. Aber mein Vater war auch nicht blöd. Der hat g'wußt, dass der Typ zurückkommt. Nachts hat er ihn dann erwischt, als er grad in die Kirche reinwollt. Ich glaub, der hat ihn windelweich geschlagen. Danach war erst mal ein paar Wochen eine Ruhe. Als sich der Vater langsam entspannt hat, ist der Alte wiederkommen und hat zwei Leut dabeigehabt.

Die waren ziemlich groß und haben so ausg'schaut, als würden sie mehr mit den Fäusten reden als mit den Mündern. Und ausgeschaut haben sie auch komisch, von hier waren die nicht. Fischaugen, hat der Vater gesagt. Und fast durchsichtige Haare und gelispelt haben sie, wenn sie sich unterhalten haben. Der Vater hat ein bisschen gebraucht, bis er ein paar Leute zusammengetrommelt hat. Und dann sind sie halt auch in die Kirche rein und habens halt dann rauszogen. Bis auf den Alten, der war irgendwie weg. Gefunden habens den auch nicht mehr, nur die zwei Schläger. Und ab der Zeit ist dann der Vater krank worden.

Er hat immer versucht, sich zu erinnern, wie des vonstatten ging, weil er hat irgendwie gewusst, dass seine Krankheit mit der Kirche zusammenhängt. Seine Lippen waren ständig aufgerissen und sein Zahnfleisch weiß. Kraft hat er keine mehr gehabt und sein Haar ist stumpf worden. Und am Schluss ist er einfach langsam vertrocknet. Der hat trinken können, was er wollen hat – er ist einfach austrocknet. Haut ist schrumpelig worden und die Organe haben langsam versagt, weil se einfach zu matschigen Klumpen worden sind. Schmerzen muss er gehabt haben, Tag und Nacht. Ich frag mich eh, wie er so lang ausgehalten hat. Am End hat er nicht mal mehr geschrien und dann hat Mutter geweint, weil sie gewusst hat, dass bald vorbei ist.

Mein Vater hat gesagt, dass da noch mehr kommen werden. Vielleicht nicht viele, aber ein paar. Und dass die was suchen, irgendeine Formel oder so was, was der Pfaffe wohl rausgefunden hat. Irgendwas womit die ihr Aussehen verändern oder ewig leben, das hat er gesagt. Jedenfalls war er sich nicht sicher, ob wieder Kinder verschwinden werden, wenn die das gefunden haben. Entweder, die haben die Kinder nur zum Experimentieren braucht, oder sie brauchen die Kinder als Zutat für die Formel. Oder, hat er geschrieben, die haben irgendwas hergeholt, was die gefressen hat. Weil die ganzen Kinder, die verschwunden sind, die könnte nicht mal der Pfaffe alle fressen bevor sie zum stinken anfangen.

Und jetzt ist halt so weit. Jetzt bin ich dran. Da ist schon wieder so ein Idiot und will in die Kirch rein. Vielleicht ist das auch so ein

Teufelsanbeter oder ein Kinderfresser. Jedenfalls fass ich nichts da drin an. Und wenn er nicht mitkommt, wenn ich's ihm sag, dann erschieße ich ihn. Ich hab's meiner Frau schon gesagt. Die sagt auch, lieber im Knast, als so sterben wie mein Vater. Und das ist halt meine Aufgabe, sie hat ja des auch schon gewusst, als mich geheiratet hat. Um Kinder kümmert sie sich, sagt sie. Glaub ich ihr auch. Ist also alles abgesichert. Aber Angst hab ich trotzdem. Na gut, Schluss mit dem Geflenne. Ich hab mein Zeugs packt, sobald der Typ wieder auftaucht, geh ich runter und lauf ihm nach. Hoffentlich erwische ich ihn, bevor er in die Kirch geht. Ich jedenfalls werd im Dunkel in der Küche stehen und auf ihn warten. Und bei Gott – nur weil der so aussieht wie damals dieser Meitenberger – das macht mir keine Angst!

## **Notiz im Briefkasten des alten Belz**

Belz, ich hab grad gesehen, wie du zur Kirche hinter bist. Was machst du denn da? Ruf mich mal an, wenn du wieder da bist. Wir wissen, was mit der Kirch los ist, und haben keine Lust, dass du da drin rumgeisterst!

## **Tonband-Memos Dr. Juraslev**

Samstag, 20.05.2006, 16:30. Ich stehe hier vor dem kleinen Häuschen, das mir Hr. Pestrowka in der Sitzung gestern beschrieben hat. Die Adresse gibt es also wirklich. Es ist später Nachmittag, ich bin zufällig vorbeikommen. Innen bewegt sich etwas, irgendwelche Schatten. Ich beschließe zu warten und noch ein bisschen in der Ferne zu beobachten.“

„Später. Andreas Pestrowka verlässt das Haus. Er verabschiedet sich, ich denke Hr. Hansen, wenn es so jemanden gibt, ist noch drin. — Mir fällt ein, irgendwie kommt mir dieses Haus bekannt vor. Ich hatte mal einen Patienten, der hat mir ein Bild des Hauses gezeigt. Ich erinnere mich, dass dieser Mann Bellen oder so hieß. Memo:

Nachsehen, wie der Patient mit Haus hieß, das komische Geräusche machte. Außerdem: nachsehen, wieso die Behandlung abgebrochen wurde, mir fällt nicht genau ein, wieso das damals geschah.“

„Dämmerung. Ich denke, ich sollte klingeln. Innen brennt jetzt Licht. Je länger ich hier stehe, um so mehr möchte ich mir die Dokumente ansehen. Ich gehe jetzt zu dem Haus und werde mich vorstellen.“

„Ich befinde mich jetzt im Haus. Es ist niemand hier. Überall liegt Gerümpel herum, alte Pergamente und Bücher. Es ist faszinierend. Ich muss dringend versuchen, den Mann einzuweisen. Es gibt leider keine rechtliche Grundlage, denn vor dem Gesetz geschieht hier nichts Verbotenes. Aber trotzdem — ich sehe verschiedene Bücher, die auf dem Kirchenindex stehen. Bild an der Wand: Anatomie menschlicher Körper. Ich gehe nach oben. — Hier ist eine Treppe, die in eine Art Dachstuhl führt. Ich gehe nach oben, von dort kommt ohnehin Licht. — Der Raum ist genauso unordentlich. Schreibtisch in der Ecke, Arbeitsraum. Faszinierender ist das Pentagonogramm auf dem Fußboden. Darin liegt ein Apfel. Mein Gott, irgendwie kommt eine Ahnung in mir auf. Es kann nicht sein, dass es Hansen gibt — aber warum liegt hier ein Apfel und nicht der Totenkopf den Pestrowka erwähnt hat? Ich sehe mir den Apfel näher an. — Apfel sieht normal aus, ich lege ihn auf den Schreibtisch. Die Frucht ist äußerst frisch und scheint perfekt gerundet zu sein, ich verstehe nicht... SIE!

(Aufzeichnung ist beendet).

## **Notizen Andreas Pestrowka**

Ich habe es gewusst!

Ich war Samstag in Leonhardts Häuschen und habe auf ihn gewartet, weil ich ihn vor Dr. Juraslev warnen wollte. Als ich sicher war, dass das Warten keinen Sinn mehr hat, verließ ich das Haus. Allerdings hatte ich Dr. Juraslev an der Ecke stehen sehen. Ich ließ mir nichts anmerken und verschwand aus seinem Sichtfeld, drehte

mich allerdings wieder um und beobachtete ihn. Er war äußerst angespannt und beobachtete das Häuschen.

Am späten Nachmittag kam Leonhardt zurück und betrat das Häuschen. Er blieb allerdings nicht besonders lange. Als die Dämmerung hereinbrach, sah ich, wie Leonhardt sein Häuschen verließ, um offensichtlich einen Spaziergang zu machen. Dr. Juraslev blieb aber wie angewurzelt stehen und man konnte meinen, er hätte niemanden gesehen! Dabei sollte er doch durchaus an Leonhardt selbst interessiert sein. Jedenfalls wartete Dr. Juraslev nicht lange und schien die Gunst der Stunde zu erkennen.

Er sprach ständig was in sein Diktiergerät, was mich irgendwie besorgte. Ich folgte ihm heimlich zum Häuschen. Er brach ein, äußerst geschickt übrigens, sodass ich vermutete, dass dies nicht das erste Mal sei, dass er dies tat. Ich folgte ihm leise. Er war wohl sehr verwundert über die zahlreichen Dokumente, die am Boden lagen, denn ich hörte oftmals ein Ah und Oh. Ich war mir immer sicherer, dass er selbst den Kreis der Okkultisten angehörte, anstatt sie nur zu erforschen. Ich folgte ihm leise nach oben, wobei ich warten musste, bis er die Treppe in die Dachstube erklommen hatte, bevor ich in den ersten Stock konnte, denn das kleine Häuschen konnte mich an der Stelle nicht verbergen. Dann machte ich aber schnell und versuchte, ohne Lärm nach oben zu gelangen. Dies gelang mir nicht vollständig, aber Dr. Juraslev schien nichts zu bemerken.

Als ich fast versteckt durch die Dachluke spähte, stand Dr. Juraslev mit dem Rücken zu mir. Er war tief über den alten Tisch an der Wand gebeugt und blätterte eifrig in alten Dokumenten. Hin und wieder murmelte er Worte in einer fremden Sprache, die ich nicht kannte. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, doch meine Beine hatten sich wohl schon entschieden.

Leise schlich ich die Treppen hinauf, in der Hoffnung, dass keine der Stufen zu knarren begann. Als ich fast ganz oben war, rief Dr. Juraslev etwas in Verwunderung und mein Herz schien zu zerspringen. Ich wähnte mich schon entdeckt, doch sein Ausruf bezog sich wohl auf die Papiere vor ihm. Dann breitete er die Arme aus und begann etwas zu intonieren. Ich blieb wie angewurzelt



stehen. Irgendwie wusste ich, dass sich Dr. Juraslev recht bald zu dem Pentagramm am Boden umdrehen würde; überhaupt hatte ich bereits eine vage Ahnung, was der Mann tun wollte, obwohl ich diese Ahnung nicht ergreifen konnte oder aussprechen.

So schnell konnte ich nicht unentdeckt nach unten; panisch blickte ich mich um und entdeckte, dass die Ecke, die mir am nächsten war, recht schlecht ausgeleuchtet war. Ich war dunkel angezogen, wenn er auf etwas anderes konzentriert war, konnte er mich vielleicht übersehen. Ich huschte hinüber und presste mich in die Ecke. Meine Lungen wollten vor Aufregung Sauerstoff in meine Blutbahn pumpen, doch ich hielt vor Anstrengung den Atem an und hoffte inständig, dass mich der Alte nicht entdeckte.

Tatsächlich drehte er sich zum Pentagramm um und glücklicherweise tat er das so, dass er mich kaum sehen konnte. Vertieft in seinem Papier und mit unheilvollem Intonieren beschäftigt, näherte er sich der Kultstätte. Er hatte etwas Krummes, Weißes in der Hand, mit dem er Zeichnungen in der Luft vollführte. Ich musste nicht nachdenken, ich wusste, es war eine menschliche Rippe. Ich war schockiert – nicht wegen des Gegenstandes an sich, aber woher um Himmels willen wusste ich dies alles?

Dr. Juraslev stand mit dem Rücken zu mir im Pentagramm. Kaum verständlich brabbelte er vor sich hin, in keiner mir bekannten Sprache. Dann hob er den Totenkopf von der Mitte des Pentagramms. Plötzlich bemerkte ich die schwarze Decke des Raums, und mir stockte der Atem. Vor Angst und Hilflosigkeit wollten mir meine Knie versagen, doch ich zwang mich, aufrecht zu stehen. Die Decke bewegte sich, im Dunkel konnte ich unwiderlegbar dunkle Schatten sehen, die sich quallenartig aufeinander zu bewegten, sich umschlängelten und eine neue Form bildeten.

Je länger das Ritual dauerte, um so mehr bewegten sich diese Schatten, um so lebhafter schienen sie zu werden, um so stärker ihr Kontrast. Ich wusste nicht genau, was dort oben geschah. Aber ich wusste, Dr. Juraslev wollte ein Tor nach Drüben öffnen. Wie ich das erkannt hatte, weiß ich nicht, doch ich nehme an, dass diese Art von Ritualen seit jeher von Menschen durchgeführt wurden, und dass

dieses geheime Wissen tief in einem jeden von uns schlummert. Ich wusste, ich musste verhindern, dass dieses Grauen, was auch immer es genau war, auf unsere Erde herniederkam.

Ich musste das Ritual unterbrechen!

Plötzlich ergriff mich eine Panik, wie ich sie noch nicht kannte. Die Angst griff nach meinem Herz und hielt es in einem eiskalten Griff, dem ich nicht entkam. Ich musste etwas tun – jetzt! Ich sah mich um. In unmittelbarer Nähe fand ich einen langen Metallstab. Ich wollte ihn bereits ergreifen, entschied mich aber dagegen, denn mit dem Stab konnte ich kaum genug Kraft ausüben, um Dr. Juraslev zu unterbrechen. Nur wenige Schritte von mir entfernt stand ein schwerer einarmiger Leuchter auf dem Tisch. Er war etwa 50 cm lang und am Fuß mit einem – so schien es – schwerem Gewicht versehen, um versehentlichen Umstürzen vorzubeugen. Ich fackelte nicht lange und sprang darauf zu, wohl wissend, dass meine Deckung nun auffliegen würde. Dr. Juraslev erschrak und drehte sich zu mir um, als ich gerade meine Hand um den Kerzenständer schloss.

‘Sie!’ keuchte er gerade noch hervor, dann war ich bei ihm und schlug mit aller Macht zu. Der Totenkopf rollte laut in die andere Seite des Raums. Der harte Fuß des Leuchters krachte mit voller Wucht auf das Gesicht Dr. Juraslevs, kurz unter dem Auge. Es gab ein schreckliches Geräusch und der viel zu tief in das Gesicht einsinkende Leuchter brachte sofortige Übelkeit in mir hervor. Ich hörte die schmerzverzerrten Schreie, kaum hatte ich den Kerzenständer zurückgezogen. Überall spritzte Blut und Dr. Juraslev fiel auf allen Vieren wehrlos zu Boden. Einer Eingebung folgend hob ich den Leuchter nochmals und zerschmetterte den Hinterkopf von Dr. Juraslev. Diesmal zog ich den Leuchter nicht mehr heraus und als der Arzt gänzlich mit einem letzten Keuchen zu Boden ging, sah ich, dass der Fuß des Kerzenständers fast vollends im Kopf verschwand. Aus welchen Gründen auch immer, ich ging in die Ecke des Raums und packte den Totenkopf in meine Tasche. Dann wurde mir langsam bewusst, was geschehen war.

Es gab keinen Zweifel. Dr. Juraslev war tot.

Ich war zu einem Mörder geworden. Und plötzlich fragte ich mich, ob ich sicher über die Absichten Dr. Juraslevs sein konnte. Hatte er wirklich etwas beschworen? Die jetzt folgende Panik war noch größer als die Angst, die ich vor meiner entsetzlichen Tat hatte. Meine Beine begannen zu laufen und als ich die Tür erreichte, konnte ich gerade so noch irre Schreie unterdrücken. Was dann geschah, weiß ich nicht mehr genau. Ich vermute, ich bin durch halb Frankfurt gewandert. Ich – ein Mörder.

## **Notizen des alten Belz**

Das war schon ein verdammt komischer Vogel. Rennt in die beschissene Kirche rein und fällt um. Aber mir war's egal, ich hab's ja vorher schon geschrieben, dass es mir egal ist, was mit dem passiert. Er lag dann auf meinem Bett und hat gepennt, bis mir meine Frau endlich ein bisschen Wasser und einen Schwamm gebracht hat. Aber zärtlich war ich nicht. Ich hab den Schwamm im Wasser getränkt und dem Kerl dann aufs Gesicht geschlagen.

Als er aufgewacht ist, hat er geschrien, aber ich hab vorgesorgt. Keinen Schritt konnt er tun, weil ich ihn gefesselt hab. Er hat dann recht schnell kapiert, dass ich kein Monster bin, und hat sich bald beruhigt. „Wer ich bin“ hat er mich gefragt. Aber ich hab dann gleich mal den Spieß umgedreht. „Ich hab Ihnen doch gesagt, dass die Kirche nix für Sie ist“, hab ich ihn angeherrscht.

Ich wollt wissen, was eigentlich los war, aber er hat nur gestammelt. Irgendwann hat er was vom alten Meitenberger erzählt, da bin ich mir fast sicher. Das ist 'ne Menge unheimliches Zeugs in der Kirche, mich würd's nicht wundern, wenn der Typ den Meitenberger gesehen hat. Jedenfalls kann man mit dem fast nix mehr anfangen.

Ich hab ihm dann gesagt, was ich gesehen hab. Das war ja nicht viel. Nur, dass ich versucht hab ihm nachzukommen. Als ich dann beim Friedhof vor der Kirch war, hab ich ihn schreien gehört. Das war schon sehr schlimm – ich hab noch nie nicht jemand so

schreien gehört. Ich musst plötzlich an die Hühner meiner Tante denken. Wenn die die geschlachtet hat, dann haben die auch so geschrien. Das war furchtbar. Und als ich die Tür aufgemacht hab, hab ich schon gedacht, dass der tot drin liegt. Und, dass ich gleich tot daneben lieg'n werd. Aber als ich drin war, war's still. Und der hat ja eine Taschenlampe dabeigehabt, da in der Nähe lag er dann auch. Ich war also in einer Minute drin und wieder draußen, und ich hab dem lieben Gott danke gesagt dafür. Nach dem Schrei hab ich echt gemeint, jetzt ist es vorbei. Ich hab versucht rauszufinden, ob er jetzt endlich aufhört, da in der Kirch rumzugeistern. Manche Sachen lässt man halt lieber im Dunkeln. Gesagt hat er, dass er auf dem schnellsten Wege verschwinden möchte, und ob ich ihn losbinden kann, weil er weg will. Als ich sicher war, dass er die Wahrheit sagt, hab ich ihn dann losgeschnitten. Meine Frau hat ihm noch einen Tee gebracht, aber den wollte er gar nicht. So schnell war der aus der Tür raus, so schnell hab ich gar nicht geschaut. Ich hab ihm aus dem Fenster nachgeschaut. Er ist zumindest in der richtigen Richtung in der Dunkelheit verschwunden. Irgendwie hab ich so im Gefühl, das war's jetzt noch nicht.

## **Notizen Leonhardt Hansen**

Ich schreibe dies, obwohl ich bereits die Ufer des anderen Flusses gesehen habe. Es ist jetzt dunkel, aber an Schlaf ist nicht zu denken. Irgendetwas Furchtbares ist passiert, doch ich kann es nicht erfassen. Und damit meine ich nicht die grausige Erscheinung in der Kirche. Ein Entsetzen lähmt meine Seele, was ich nicht besser beschreiben kann. Zu Hause angekommen, habe ich zunächst alle Papiere verstaut. Ich weiß nicht wieso; es ist nicht wichtig, aber es fühlte sich besser an, dies zu tun. Mutlos bin ich in das obere Stockwerk und wollte gerade in das Arbeitszimmer. Ich hatte dort sogar das Licht vergessen.

Aber eine gewaltige Müdigkeit überkam mich; eisiges Grauen hat mich wohl erschöpft. Mit aller mir noch zur Verfügung stehen-

den Kraft klappte ich die Treppe nach oben ein und schleuderte die Dachluke zu, ohne oben gewesen zu sein. Kurz machte sich eine namenlose Wut in mir breit. Dann kehrte die Müdigkeit zurück. Das Licht war noch an, doch ich wollte die Treppe nicht wieder herunterholen. Ich ging zum Sicherungskasten, der nur zwei Schritte entfernt war, und suchte die Sicherung für die Dachluke. Sie war beschriftet mit „Dach“ und so drehte ich sie heraus. Warum war das nie früher aufgefallen? Egal.

Dann ging ich wieder nach unten und öffnete eine Flasche billigen Merlots aus dem nahen Supermarkt. Ich goss mir ein volles Glas ein und setzte mich auf die Couch des Wohnzimmers. Ich hatte Fieber und neben der seelischen Müdigkeit stellte sich auch eine körperliche Schläfrigkeit ein. Ich wollte schlafen –, doch die Erinnerungen an das erst kürzlich Zurückliegende holte mich ein. Wie aus einem fernen Traum erinnerte ich mich an Bilder.

Eine Gestalt in der Dunkelheit. Tentakel, Hörner, ein verzerrtes Gesicht. Es war der alte Hexenmeister, der Pfarrer, gewesen. Dessen war ich mir sicher. Warum ich noch lebte, wusste ich nicht. Der alte Bauarbeiter Belz hatte mir erzählt, dass ich nach einem grauenerfüllten Schrei umgefallen sein musste. Er hatte mich auch geschultert und aus der Dunkelheit der unheilvollen Kirche getragen – und bei sich ans Bett gefesselt. Erst das Versprechen, mich künftig von diesem Ort fernzuhalten, hatte ihn überzeugt, mich gehen zu lassen. Was hätte er denn machen wollen? Mich für alle Zeit in seinem Schlafzimmer gefangen halten? Mich für immer beobachten? Mich vielleicht töten? Ich hatte letztlich zugestimmt, weil ich wusste, dass es das Beste war, seinem etwas zu aufdringlichen Rat Folge zu leisten.

In der Ferne meines Geistes bildete sich ein Gedanke, der mich wach hielt. Ich ahnte etwas. Ich konnte es nicht fassen, aber es war da. Während ich dies schreibe und auf den Sonnenaufgang warte, weiß ich zwei Dinge. Zum einen, irgendwann war etwas sehr, sehr Schlimmes geschehen. Dies sagt mir mein Gefühl. Ich bin kein esoterischer Mensch, aber dieses starke Gefühl der Ahnung zu verleugnen, wäre nicht nur unsinnig und töricht – es wäre schlicht

weg Verrat an seinem eigenen Geist. Ich weiß, was auch immer geschehen ist, ist noch nicht so lange Vergangenheit.

Zum anderen ist das Geheimnis Meitenbergers nicht mehr fern davon, gelüftet zu werden. All die Puzzleteile, die ich in den Unterlagen gesammelt habe. Der Apfel in dem kleinen Dachraum. Der junge, frische Apfel. Und dann noch das grausam verzerrte Gesicht Meitenbergers. Die Tentakel, das Horn. Der Apfel war nicht auf logische Art und Weise in Verbindung mit Meitenberger zu bringen. Aber doch wusste ich, dass mir das eine Geschichte erzählen konnte. Meitenberger war der direkte Gegensatz zu dem Apfel. Alt und verbraucht. Mörderisch und bitter.

Die Sonne ging langsam auf.

In meinem Körper machte sich ein watteartiges Gefühl breit. Ich fühlte mich müde und erschöpft. Aber die dunklen Gedanken wanderten ziellos und beständig. Ich trank noch mehr Wein und nahm dann das Telefon. Andreas war sicherlich im Bett. Er schlief und interessierte sich vermutlich wenig für Schreckgespenster und dunkle Vorahnungen. Trotzdem entschied ich, als am Horizont die Sonne rot brennendes Licht als Vorboten des neuen Tags aussandte, ihn anzurufen. Ich staunte nicht schlecht, als Andreas bereits nach einmaligen Klingeln an den Apparat ging. Er meldete sich mit leiser und brüchiger Stimme, aber nicht so, als wenn jemand gerade aus dem Tiefschlaf gerissen wurde. Er wirkte überarbeitet und erschöpft, als hätte er gerade erst den Entschluss gefasst, ins Bett zu gehen.

## **Notizen Andreas Pestrowka**

Ich war ein Mörder, und niemand konnte diese Schuld jemals wieder von meinen Schultern nehmen. Im Zimmer stand ein Stuhl. Darüber baumelte – zugegebenermaßen schlecht geknotet – ein Strick. Der Strick war eigentlich keiner. Es war eigentlich ein elastisches Seil, wie man es beim Bergsteigen benutzt. Ich selbst kenne mich damit nicht aus. Doch ich hatte eine gewisse Zeit

mit einem bergbegeisterten Narren verbracht; gemeinsam lebten wir in einer WG. Als er sich bei einer seiner Wanderschaften das Genick brach, behielt ich dieses Seil. Es war eine Art Andenken. Wir waren keine dicken Freunde geworden. Aber irgendwie wollte ich dieses Seil trotzdem behalten, als seine Angehörigen die Kisten mit den Überresten seines Lebens aus dem Zimmer brachten, das bald wieder zu vermieten war.

Ich hatte lange Zeit keine Anzeige aufgegeben. Dann hatte ich einen Tisch dort hineingestellt und einen Rechner darauf gesetzt. Einen Mac. Seitdem war dies mein Arbeitszimmer. Es war weitestgehend leer. Doch heute, heute hatte ich einen Stuhl hineingebracht und aus dem Bergsteigerseil einen Strick geknüpft, der mir bestenfalls das Genick brach, und im schlechtesten Fall langsam die Atemröhre zuschnürte, bis ich endlich erstickt war.

Ich sah aus dem Fenster. Bald ging die Sonne auf. Ob sie diesen Dr. Juraslev schon gefunden hatten? Warum hatte ich dem Mann eigentlich eins übergezogen? Warum eigentlich? An der Wand hing das Bild einer Harley. Eigentlich war ich zufrieden mit meinem Leben. Ich hatte eine Harley gefahren, aber nicht die, die an meiner Wand hing. Ich fühlte mich als Rocker. Dann hatte ich die Harley verkauft und lebte als Nerd. Ich fühlte mich nie wie einer, aber die Leute nahmen mich so war. Von meiner Harley wussten die ja nichts.

Aber plötzlich hatte es ausgesetzt und ich hatte jemanden mit einem Kerzenleuchter erschlagen. Gut, der Mann wollte gerade eines der unheiligsten Rituale vollziehen, die die Menschheit kannte. Da musste eine jede Person, die sich noch halbwegs zur Gattung Mensch zählte, eingreifen. Oder war dies alles nur Wahnsinn?

Ein Schauer ließ meine Haare zu Berge stehen; ein kalter Luftzug war durch die Wohnung gehuscht und hatte mich berührt. Jemand war wohl über mein Grab gelaufen. Das Schicksal hatte es offenbar schon für mich bereitgestellt. Warum wusste ich eigentlich so genau, was Dr. Juraslev durchführen wollte? Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ich mehr wusste, als ich mir eigentlich eingestehen wollte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich wusste diese Dinge schon

sehr lange. In meinem Kopf drängten sich Bilder von einem alten Mann auf. Ich hatte das Gefühl, es handelte sich um Meitenberger.

In der Ferne konnte ich die Sonne langsam über die Dächer Frankfurts scheinen sehen. Keine besonderen Dächer. Hässlich wie vieles hier. Aber doch meine Heimat. Dann klingelte plötzlich das Telefon. Ich erschrak so heftig, dass ich aufsprang, denn das Telefon befand sich direkt neben mir. Es klingelte nur einmal, dann hatte ich den Hörer schon in der Hand. Ich stand fast unter dem Strick, als ich mich mit kraftloser Stimme meinen Namen sagen hörte.

Es war Leonhardt. Ich wusste nicht, was als Nächstes kam. Er erzählte mit etwas von Vorahnungen und einem Erlebnis, was er mir nicht am Telefon erzählen wollte. Das kam mir gelegen... Ich hatte ja auch so ein Erlebnis. Leonhardt begann umständlich weiterzuerzählen und plötzlich wusste ich, dass wir beide zwei Hälften eines Ganzen waren. Wenn jeder von uns seinen Teil beitrug, würden wir das Geheimnis um dieses schreckliche Ritual von Dr. Juraslev lüften können. Ich fühlte, dass ich mich jetzt noch nicht ins Jenseits befördern konnte.

Ein kleiner Lichtschimmer erschien am Ende meines persönlichen Tunnels. Was, wenn Juraslev den Tod verdient hatte? Wenn ich rausfinden konnte, um welches Ritual es sich handelte, dann würde ich auch mit Sicherheit sagen können, dass Dr. Juraslev ein übler Teufelsanbeter war, der schlimme Rituale zum Schaden der Menschheit durchführen wollte. Vielleicht würde es sogar die Todesstrafe rechtfertigen. Meine Theorie fühlte sich nicht richtig an. Aber es war immerhin etwas, woran ich mich klammern konnte, und daher beschloss ich, ihr zur folgen. Als das Rot der Sonne über Frankfurt explodierte, sagte ich Leonhardt, dass ich ihn sprechen wollte. Jetzt sofort, und ich würde mich sofort auf den Weg zum Taxistand machen und zu ihm kommen.

Als ich auflegte, erinnerte ich mich, wohin mich mein Weg jetzt führen würde: zurück in das Haus, in dem eine menschliche Leiche auf dem Dachboden lag. Ich ging daher in die Küche, nahm einen kräftigen Zug aus einer Flasche Johnny Walker Red Label. Den Whisky stellte ich aber nach kurzer Bedenkzeit nicht zurück.



Ich nahm ihn mit, und als ich das Haus verließ, steckte er in der tiefen Tasche meiner Jacke. Als ich bereits im Hof angelangt war, hatte ich plötzlich eine Idee. Ich kehrte zurück und sah mir noch mal die Dokumente an, die ich auch Dr. Juraslev gezeigt hatte. Dann wurde mir einiges klarer. Ich wusste nun, oder vermutete nun zu wissen, was die Verbindung zwischen Apfel und den Kindsmorden der Vergangenheit war. Ich steckte die Dokumente in die andere Manteltasche, wo auch noch der Totenkopf aus der Mitte des Pentagramms den meisten Raum einnahm, und verließ dann abermals das Haus.

## **Notizen Leonhardt Hansen**

In Beisein von Andreas Pestrowka schreibe ich nun, was ich – wir – über die Geschichte und Rituale von Pfarrer Meitenberg wissen. Es ist schrecklich, dieses Wissen mit sich herumtragen zu müssen, für alle Zeiten. Auch wenn unser beider Leben vielleicht bald zu Ende ist, wird jede Stunde von nun an eine Qual sein.

Als Andreas hier ankam, hatte er blutunterlaufene und rotgeäderte Augen. Er roch nach Whisky oder einem anderen Schnaps und kam mit vollen Taschen. Sein Parka hatte große Taschen, und daher war ich überrascht, dass er sie trotzdem so ausbeulen konnte. Als er ankam, schlug ich vor, nach oben zu gehen, aber Andreas wurde bleich und sagte, es wäre besser, wenn wir uns unten besprechen würden. Ich akzeptierte dies ohne Weiteres. Allerdings war ich verwundert, wie sehr die Geschichte ihn mitgenommen hatte; anfangs dachte ich, dass er mich für verrückt hielt. Umso überraschter war ich, als er plötzlich Dokumente aus seiner Tasche zog, die mir sehr wohl bekannt waren! Zudem legte er einen Apfel auf den Tisch, der mir nicht unbekannt war, und zu guter letzt setzte er die Flasche Walker auf den Tisch. Er begann damit, sich bei mir zu entschuldigen. Er sagte, er sei bei mir eingebrochen, als ich zu meinem Spaziergang (er meint vermutlich meinen Einbruch in die Kirche) aufgebrochen war. Er habe den Apfel aus dem Pentagramm

geholt und sich zu Hause mit den Dokumenten beschäftigt. Ich staunte nicht schlecht, habe ich doch auch schon versucht den Apfel aus dem Pentagramm zu holen! Es war mir nicht gelungen, denn eine große Schwäche hatte mich bei dem Versuch überkommen. Als ich nachfragte wie er das gemacht hatte, sagte er nur, er hätte einfach hineingegriffen, und wechselte sofort das Thema.

Die Dokumente, so fuhr er fort, waren ihm Anfangs zwar recht grausam und absonderlich, aber trotzdem nichts sagend in meinem Fall vorgekommen. Die Brutalität, die sie an den Tag legten, war so außergewöhnlich, dass er etwas Wichtiges lange Zeit übersehen hatte. Dies sei ihm erst heute vor seinem Aufbruch zu mir klar geworden.

Er erklärte, dass sich die Papiere, die er in Eile gestohlen hatte, hauptsächlich mit Kannibalismus und der Veränderung des menschlichen Körpers und oder Geistes beschäftigten. „Bevor ich fortfahre“, sagte er, „kannst du mir bestätigen, dass sich fast alle Dokumente hier mit diesem Thema beschäftigen?“.

Ich dachte nach und kam zum Schluss, dass es wohl so sein müsste. Es gab noch eine Menge anderer unheimlicher Bücher wie „Unaussprechlichen Kulte“, aber die meisten Bücher waren in dem gleichen Dunstkreis angesiedelt wie das von Meitenberger selbst verfasste „Menschenkraft durch Menschenaft“. Überhaupt, so meinte ich, schienen die meisten Bücher, Theorien und Briefe doch äußerst oft das auch in meinen Räumen vorzufindende „Cultes des Goules“ zu zitieren, zu erwähnen oder in einem ähnlichen Themenkreis anzusiedeln.

In einem Anfall plötzlicher Geistesgegenwärtigkeit erinnerte ich mich an eine Kiste, die hier im Erdgeschoss zu finden war, irgendwo neben der Tür. Ich suchte sie und nahm die Blätter dort heraus; ich hatte sie sofort unter Verschluss genommen, da sie mich besonders anwiderten. Auf ihnen war nichts anderes zu finden als Kochrezepte – Rezepte, wie man menschliches Fleisch besonders schmackhaft verarbeitete. Mit Grauen nahm ich den Stapel Papier, das teils lose war, teils noch an zwei Einbänden hing. Alle Blätter zusammen waren verdammt dick für ein Kochbuch,

das war mir damals schon aufgefallen. Und ich dachte auch, dass der Einband in der Mitte gerissen war, denn ich hatte überraschend zwei Teile in der Hand. Beide Teile habe ich weiter unbeachtet in die Kiste geworfen, mit dem Vorsatz, sie nie wieder herauszunehmen. Damals hatte ich dabei kurz gezögert, ohne zu Wissen warum. Jetzt wusste ich es wieder – auf dem vermeintlichen zweiten Teil des Kochbuchs war Meitenberger als Autor ausgezeichnet gewesen. Unbewusst hatte ich es bemerkt.

Ich starrte darauf.

Der zweite Teil war natürlich kein Kochbuch, es handelte es sich um die Übersetzung des „Cultes des Goules“ – „Die ghulischen Kulte“. Ich erschauerte und musste mich setzen. Meitenberger hatte sich von diesem schaurigen Buch für seine Hexereien, Opfer, Rituale inspirieren lassen oder hatte sogar einiges übernommen. Andreas nickte bestätigend, als ich ihm das erzählte. So etwas hatte er sich schon gedacht. Er fuhr fort und erzählte, dass er denke, Meitenberger habe versucht, eine Art ghulische Hexerei zu erforschen, also als Zaubermaterialien hauptsächlich die Ressource Mensch zu verwenden. Dann legte er ein zerknittertes Dokument auf den Tisch. Für mich war es äußerst kryptisch zu lesen, in Fraktur geschrieben und mit einer nicht gerade leserlichen Handschrift versehen. „Es beschreibt, wie man die Sinneswahrnehmungen verändern kann.“, sagte er und deutete auf den Apfel.

„Der Apfel ist ein Totenkopf“, meinte er weiter und ich war verwirrt. Ein flaes Gefühl machte sich in meiner Bauchgegend breit. Dann deutete er auf das Dokument und erklärte scheinbar ohne Schwierigkeiten, wie ein recht kompliziertes Ritual von statten ging, das die Wahrnehmung der Augen beeinflusste. Das Ergebnis des Rituals ist eine Art Gas, das beliebige Materie in einem bestimmten Bereich beim Einatmen des Gases für lange Zeit verändere. Ich wunderte mich, wie ich dieses Gas wohl in seiner Theorie eingeatmet haben könnte.

Doch auch dafür hatte Andreas eine Erklärung. Als ich die Dachluke öffnete, hatte es stark gestunken. Das muss das restliche Gas gewesen sein, über die Jahre konserviert. Einen Tag später war

es bei der offenen Tür verfliegen gewesen, weswegen Andreas die echte Materie erkennen konnte. Ich fasste den Apfel misstrauisch an. Er fühlte sich kalt an, gar nicht wie ein Apfel. Als mein Finger plötzlich in ihm verschwand, schrie ich auf! Ich war in eine Augenhöhle geraten! Andreas hatte recht!

Ich erzählte von meinem Schwächeanfall in dem Pentagramm, aber weder er noch ich konnten ihn uns erklären. Dann plötzlich erkannte ich den Zusammenhang zwischen dem Apfel und der Erscheinung des Priesters!

## **Notizen Andreas Pestrowka**

Es geht mir ein Stück besser. Dr. Juraslev ist nicht vergessen, aber was mir Leonhardt erzählte, bestätigt, dass wir es mit besonders abscheulichen Exemplaren von Menschen zu tun hatten! Als ich ihm meine Theorie mit der ghulischen Zauberei erklärt hatte, schrie Leonhardt laut auf, teils vor Entsetzen, teils vor Überraschung. Er hatte sich noch mehr mit den Dokumenten beschäftigt als ich, und mein Teil des Puzzles musste ihm wohl den entscheidenden Hinweis geliefert haben. Ohne zu Fragen nahm er den Whisky, trank einen gewaltigen Schluck und setzte sich. Einige Minuten sagte er nichts, und dann erzählte er mir, dass er in die Kirche eingebrochen war und dort den alten Hexenmeister Meitenberger gesehen hatte. Er wusste plötzlich, dass es keine Erscheinung war, sondern der echte Meitenberger gewesen ist. „Die Experimente mit dem Apfel“, sagte er, „waren nicht ins Blaue hinein“. Leonhardt war der Meinung, dass Meitenberger eine jugendliche, frische Illusion erstellen wollte, die Wirklichkeit werden sollte. Denn Meitenberger sei seines Erachtens noch am Leben und er versucht ständig, sich dieses Leben zu erhalten. Der Apfel ist dabei ein Versuch gewesen – ob der gescheitert ist oder nicht, wusste Leonhardt nicht. Doch dann holte er plötzlich aus der Kochnische ein Buch hervor: Menschenkraft durch Menschenaft. Er blätterte einige Minuten scheinbar ziellos, dann zeigte er mir ein Gebräu zur Verjüngung des eigenen Körpers.

Hauptbestandteil dieses unheiligen Getränks ist das Blut von Kindern. Und wer es einmal getrunken hat, der muss es auf ewig weitertrinken, stand dort, da sonst schlimmer Wahnsinn droht, der die Sinne vernebelt und die Geister entzweit. Bleich vor Entsetzen und starr vor Angst erkannten wir nun, was Michels ins Sanatorium gebracht hatte, und warum soviel Kinder in Frankfurt verschwunden waren. Sie dienten der Verjüngung eines längst Toten. Leonhard wandte sich abermals ab und suchte in einem Stapel Papier nahe des Fernsehers ein paar weitere Blätter. Als er sie fand, las er sie laut vor. Es handelte sich um einen Arztbericht von Xaver Michels, ausgeschrieben von einem gewissen Dr. Moldow. Ich unterbrach ihn, bevor er fortfahren konnte, und fragte, woher er den Bericht hatte. Doch scheinbar, so erklärte mir Leonhard, hätten diese Blätter bereits im Ritualzimmer gelegen – angefordert von Meitenberger.

## **Arztbericht Dr. Moldow**

Euer Hochwürden Herr Pfarrer,

die Klinikassistentz hat mir heute mitgeteilt, dass Sie der geistige Seelsorger des leider jüngst verblichenen Herrn Michels waren und auch die Seelsorge der nächsten Verwandten, die offenbar in Frankfurt leben, übernehmen. Ihre Anfrage, medizinisch relevante Akten zum Krankheitsverlauf von Herrn Michels an Sie herauszugeben, ist demnach an mich weitergeleitet worden.

Wie Sie vermutlich wissen, unterliegen wir Ärzte und auch das medizinische Personal der Schweigepflicht. Allerdings hat uns Herr Michels davon schriftlich entbunden, sofern Sie, Herr Meitenberger, sich dafür interessierten. Insofern werde ich den Krankheitsverlauf beschreiben, allerdings so, dass er einem medizinischen Laien auch verständlich ist. Ich bitte Sie, es mir nachzusehen, wenn ich aus zeitlichen Gründen keine exakte, medizinisch tragbare Aussage bzw. Analyse treffen werde, denn meine Aufwände in dieser Sache werden nicht entlohnt. Ich schreibe Ihnen dies also aufgrund speziellen, privaten Interesses, denn ein solch (trauriger) Fall ist

mir noch nicht untergekommen. Ich bitte Sie also außerdem, mir im Austausch Informationen über den sozialen Hintergrund von Herrn Michels zur Verfügung zu stellen. Ich verdächtigte den Mann in Verbindung mit einigen abscheulichen Taten, und möchte gerne wissen, wie es zu einem solchen Ausmaß von Schrecken in seinem Geist kommen konnte. Sollten Sie anderweitig geartete Unterlagen (wie etwa Behandlungsprotokolle) benötigen, bitte ich Sie aufs Höflichste mich erneut zu kontaktieren. Ich kann Ihnen diese Unterlagen gegen Post- und Abschreibgebühr zur Verfügung stellen.

Xaver Michels wurde im Februar 1920 in unsere Anstalt in Rosenheim eingeliefert. Er verstarb im März 1921. Während der gesamten Zeit war ich sein Therapeut und habe zu jeder bekannten Sitzung Protokolle, Analysen und Einschätzung geführt. Ich selbst bin Psychoanalytiker nach Freud. Allerdings vertrete ich außerdem viele der psychophysischen Ansichten wie sie von Wilhelm Wundt vertreten werden. Daher empfinde ich mich als einen rationalen Wissenschaftler, der aber auch nicht-empirische Theorien wie eben die von Freud nicht außer Acht lässt, wenn sie dem Wohl des Patienten dienen.

Der Grund der Einlieferung war der Folgende: Herr Michel war am 13. Februar um etwa 23.00 nachts in München in der Nähe der Oper aufgegriffen worden. Er wirkte stark alkoholisiert. Es stellte sich aber heraus, dass er komplett nüchtern war und weder Speisen noch Getränke, geschweige den alkoholische, für einen geraumen Zeitraum zu sich genommen hatte. Seine Kleidung entsprach der, die man bei einer Abendgesellschaft zu tragen pflegte.

Allerdings waren Jackett, Hose und Weste teils stark zerrissen; sein ehemals weißes Hemd war wie seine restliche Kleidung rot von Blut. Die Krawatte baumelte nur lose um seinen Hals. Er war außergewöhnlich bleich und in seinen Augen waren mehrere Äderchen geplatzt, was auf starke emotionale Belastung rückschließen ließ. Er lief durch die Straßen und murmelte und schrie abwechselnd, das ihn etwas verfolge, dass er nicht mehr loswerden könne. Dabei drehte er sich oft panisch um und erschrak sogar vor seinem eigenen

Schatten, wenn die Straßenlaternen diesen gegen die Wand warfen. Als er mit seinem Benehmen mehrere Operngäste erschrak, die gerade von der Vorstellung nach Hause kehren wollten, schritt die Polizei ein. Es entstand ein Handgemenge, und unter panischen Schreien und mehrmaligen Fluchtversuchen wurde er in die Anstalt eingeliefert, wo er sofort ruhig gestellt wurde. Wir behandelten ihn bis zum 3. März mit antidepressiv wirkenden Mitteln, vor allem hoch dosiertem Johanniskraut, um ihn ansprechbar zu machen. Die Erfolgsquote, einen derart verwirrten Menschen wieder zurück ins Leben zu bringen, ist sehr gering, daher waren wir sehr positiv überrascht, als die Medikamente Erfolge zeigten und wir bald eine Gesprächstherapie beginnen konnten.

Die ersten Sitzungen mit Herrn Michels waren jedoch nicht besonders erfolgreich. Er stand unter hohem Stress und versuchte mit allen Mitteln, aus unserer Anstalt entlassen zu werden. Zunächst wollte er mir erklären, dass seine Szene eine vorübergehende, schwache Phase war und jetzt wieder geheilt sei. Als ich ihn aber auch nach vehementen Drängen nicht gehen ließ, wurde er im Verlaufe der Behandlung teilweise sehr aggressiv. Einmal musste er festgehalten und ruhig gestellt werden, da er mich tätlich angriff und versuchte, mir die Kehle zuzudrücken.

Zu einer anderen Gelegenheit überzeugte er einen anderen Patienten, der ihm im Intellekt weit unterlegen war, einen Ausbruchversuch zu unternehmen. Dies geschah natürlich nur zur Ablenkung. Während alle damit beschäftigt waren, den anderen Patienten zu suchen, wollte er durch eine Abzugshaube in der Küche nach oben klettern. Er blieb aber stecken und war beinahe hoffnungslos verloren, bevor wir ihn retten konnten. Der letzte Versuch, zu entkommen, war der schrecklichste. Er versuchte mich zu erpressen; er habe Einfluss auf seine Patienten und würde den ein oder anderen in den Selbstmord treiben, wenn ich ihn nicht gehen lassen würde. Zunächst nahm ich diese Drohung nicht sonderlich ernst, doch offensichtlich hatte Michels tatsächlich einen hohen Einfluss auf seine Mitpatienten. Wir konnten im letzten Moment eine junge Frau retten, die sich mit den Fingernägeln die Pulsader

aufgeritzt hat.

Nach diesem Erlebnis wurde Michels in die geschlossene Anstalt verlegt und der Kontakt zu anderen, außer dem medizinischen Personal, untersagt. Es dauerte bis zum 15. Mai, bis Herr Michels zum ersten Mal Fortschritte zeigte. Die Isolation hatte ihn letzten Endes schwer zugesetzt, jedoch auch vernünftiger gemacht. Er zeigte immer noch schlimmste Angstzustände, doch er begann sich zu öffnen. Allerdings begann er auch erstmalig Anzeichen einer Schizophrenie zu zeigen.

Er sprach häufig mit sich selbst und erinnerte sich manchmal an Dinge, wenn er in einem sehr redseligen Zustand war, manchmal aber nur, wenn er sich in einem sehr zurückgezogen Zustand befand. Am 15. Mai erlaubten wir Herrn Michels, Ihnen einen Brief zu schreiben. Das schien ihn wieder mit Zuversicht zu versehen und er schien Hoffnung aufzubauen. Auch mir gegenüber wurde er etwas offener.

In den nachfolgenden Sitzungen versuchten wir zu erörtern, was an jenem Abend geschehen sei. Es dauerte eine Weile, bis er erklärte, dass er sich mit Astronomie beschäftige und dass er dabei auf seltsame Konstellationen in den Sternbildern gestoßen sei. Er erzählte von einem Jahrhundert des Untergangs, in dem Wesen immer wieder zur Erde „zurückkehrten“, bis sie letztlich für immer die Erde einnehmen würden und den Menschen entweder versklaven oder verdrängen würden.

Auf die Frage, in welchen Sternbildern er dies sehe, wollte er nicht weiter eingehen. An dem betreffenden Abend hätte er eben diese Erkenntnis gehabt und festgestellt, dass gewisse Schicksale schon geflochten wären. Dies hätte ihn so verwirrt und mitgenommen, dass er panisch geflohen wäre. Zu diesem Zeitpunkt war es noch nicht möglich, mehr über das Blut zu erfahren oder überhaupt mehr über diese Sternbilder.

Sie antworteten ihm am 28. Mai. Ihren Brief hatte er mit Sehnsucht erwartet, doch war dann sehr erschüttert und zu Tode deprimiert, als Sie ihm erklärt hatten (Verzeihen Sie bitte, wenn ich Ihre Briefe las. Dies gehört leider zu meinen Pflichten, denn Briefe,



die den Zustand unserer Patienten verschlechtern können, müssten wir leider zurücksenden.), dass die Erkenntnisse, die er mit Ihnen zu teilen glaubte, nicht existierten. Offenbar glaubte Herr Michels, Sie wären wie er ein Okkultist und ein „Wisser über die alten Künste“. Sie machten jedoch sehr deutlich klar, dass dem nicht so sei und dass diese Dinge wohl seiner Fantasie entsprungen sind.

Das warf unseren Patienten in seiner Gemütsstimmung selbstverständlich zurück, jedoch war es aus therapeutischer Sicht nicht schlecht, so vehement auf den ganz offensichtlichen Irrtum in dieser Sache hinzuweisen. Meiner Meinung nach ist in diesem Falle Ehrlichkeit die beste Therapie.

Einige Zeit später erklärte Herr Michels, dass er sich über den äußerst freundlichen Zimmergenossen sehr freue und sich anstrengen werde, die Behandlung weiterhin gut voranschreiten zu lassen, da er baldmöglichst wieder gesunden möchte. Diese Bemerkung war in vielerlei Hinsicht interessant. Zum einen hatte er damit zugegeben, dass er psychisch erkrankt war. Zum anderen hatte er – aus welchen Gründen auch immer – seine Meinung zur Behandlung geändert. Und zu guter Letzt war mir klar geworden, dass seine Schizophrenie nicht mehr in harmlosen Bahnen verläuft. Denn wir hatten Herrn Michels keinen Zimmergenossen zugewiesen. Er war noch immer alleine im Zimmer.

Wiederum einige Tage später wurde auch klar, wieso er nun seine Behandlung mit so guter Miene vorantreiben wollte. Ich belauschte – eher versehentlich – eines seiner Selbstgespräche. Sein Gesprächspartner hieß übrigens Wilhelm und ich werde im Folgenden mit diesem Namen auf die fiktive Gestalt referenzieren.

Wilhelm schien wohl auch ein überzeugter Okkultist und Schlimmeres zu sein, was wohl beide Persönlichkeiten als besonders glücklichen Zufall erachteten. Zumal sie gemeinsam in einer „Zelle“, wie sie ihr Krankenzimmer nannten, wohnten. Beide schienen über die gleichen Themen Bescheid zu wissen (was selbstverständlich ist, da ja beide dieselbe Person waren). Jedoch schien Wilhelm eher die Strategien zum Ausbruch aus der Anstalt zu durchdenken und Herrn Michels zu beruhigen, was seine unheimlichen Verfolger

anging. Wenn Wilhelm nicht in der Nähe war, war Herr Michels wesentlich nervöser und neigte zu Panikattacken.

Eines Nachts kam es dann zu einem weiteren Zwischenfall. Ohne jegliche Vorwarnung begann Xaver Michels, in seiner Zelle zu schreien und zu toben. Ich wurde verständigt und gebeten, sofort zu erscheinen. Als ich eintraf, traf ich in der Eingangshalle auf zutiefst erschütterte Pfleger. Sie berichteten, dass Herr Michels plötzlich eine Panikattacke gehabt und zu schreien begonnen hatte. Als sie die Tür öffnen wollten, war sie blockiert. Die Pfleger öffneten dann den Sehschlitz zur Tür.

Obwohl sie das Fenster offensichtlich entriegelt hatten, konnten sie nichts sehen. Eine tiefe Schwärze, so sagten sie, sei in dem Raum gewesen. Schwarz wie die Nacht und undurchdringlich wie Regensburger Nebel (einer der Wärter war Lokalpatriot). Die Schreie waren indes schlimmer geworden und hörten sich nicht mehr an wie die eines Menschen, sondern wie die eines gewaltigen Vogels, der verletzt in seinem Nest lag. Die Schreie und die unnatürliche Schwärze brachten die Pfleger dazu, Reißaus zu nehmen und den Trakt zu verlassen. Sie schworen, dass es sich so abgespielt hat, und die Angst in ihren Augen veranlasste mich, ihrer Geschichte Glauben zu schenken, auch wenn ich das natürlich nicht zugeben konnte. Ich scholt sie ob ihrer Feigheit und befahl die sofortige Rückkehr in den Trakt. Bangen Herzens folgten sie mir – nicht ahnend, dass mich selbst ein seltsames Gefühl beschlichen hatte. Unwillkürlich galten meine sorgenvollen Gedanken nicht mehr Xaver Michels, sondern den anderen Patienten, die in dem Trakt einlagen.

Als wir den erwähnten Flur erreichten, herrschte eine unnatürliche Stille, die meine Nervosität nur steigerte. Wir liefen sofort zur Tür von Xaver Michels und ohne jegliche Probleme ließ sie sich durch meine Hand öffnen. Als ich die Tür öffnete, konnte ich einen Angstschrei nicht verkneifen. Ich weiß noch, wie ich kurz vor einer Ohnmacht stand und mich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. Der Pfleger neben mir jedoch war zart besaiteter und fiel würgend auf die Knie und erbrach sich. Ich weiß noch, wie ich

mich fragte, wie dies – um Himmels Willen – denn möglich sein konnte, ohne dass der Teufel seine Hand im Spiel hatte. Und jetzt erbitte ich Ihr tiefstes Stillschweigen und erlebe ich – auch vorher ungefragt – niemandem etwas zu sagen und diese Geschichte wie ein Beichtgeheimnis zu bewahren.

Denn als wir die – von außen verspernte – Tür öffneten, war Michels nicht alleine! Er lag unversehrt auf dem Boden, jedoch war er über und über blutverschmiert. Um seinen bewusstlosen Körper herum lagen die Körperteile von vier oder fünf Menschen. Sie waren zerfetzt, wie es nur ein gewaltiges Tier zustande hätte bringen können. Die Köpfe in dem von Innereien stinkenden Zimmer: Es waren Patienten, die in den Nachbarzellen gewohnt hatten! Doch wie sind sie durch die massiven Wände in dieses Zimmer gelangt, wo doch alle Türen mit schweren Metallriegeln verschlossen und die Fenster vergittert waren? Das Entsetzen rollte wellenartig über mich hinweg und nur mit Mühe und Not konnte ich mich davor bewahren, schreiend auf den Flur zu rennen. Ich erkannte, dass es den beiden Pflegern ähnlich erging und wusste, ich musste bald Anweisungen geben, da diese einfachen Menschen sonst vom Schrecken überrollt werden würden. Ich befahl, Michels aus der blutigen Suppe herauszuholen und ihn zu waschen. Als sich keiner der beiden rührte, übernahm ich die Initiative und trat in den Raum. Sofort fühlte ich mich beobachtet, eine neue, düstere Vorahnung beschlich mich, ohne konkret zu werden. Ich versuchte, meine Gefühle zu ignorieren und trat in die Mitte. Meine Schuhe machten ekelerregende Geräusche und als meine Hand am blutigen Körper Michels abrutschte, konnte ich meinen Brechreiz nur mit Mühe unterdrücken. Michels lebte und stöhnte und sah mich bei meinem Rettungsversuch mit kleinen, verschlafenen Augen an. Ich zerrte ihn auf die Beine und schleppte ihn zur Tür, ohne auf seine Schwäche Rücksicht zu nehmen. Draußen angekommen warf ich ihn unsanft in die Arme der Pfleger, die ihn wegbrachten – offensichtlich erleichtert, dass sie diesen Ort meiden konnten.

Vermutlich hatten sie noch nicht die Überlegung angestellt, dass Michels vielleicht für diese Toten verantwortlich war. Als nie-

mand mehr hier war, untersuchte ich die Zelle. Die Wände waren blutverschmiert, als wären Hände davon, nach Rettung suchend, abgerutscht. Die spärlichen Möbel waren vollkommen zerstört. Sogar bis an die Decke war der rote Saft gespritzt. Die Körper sahen aus, als hätte etwas sie gepackt und einfach wie Papier in der Luft zerrissen. Nicht einmal Michels könnte die Kräfte aufbringen, die für so etwas nötig waren. Die Gedärme der Unglückseligen waren über den ganzen Raum verteilt. Ein Darm hing so an der Lampe trapiert, dass es aussah, als wäre es ein Strick, an dem sich irgendwer – vielleicht Michels – hätte erhängen sollen. Ich ertrug den Anblick nicht länger und schloss die Tür.

Dann nahm ich die anderen Zellen auf dem Flur in Augenschein. Es waren genau sechs, mit Michels Zelle. Und alle waren ausnahmslos leer; ihre Insassen mussten zerteilt in der anderen Zelle liegen. Nur eines war auffällig: an der Wand, die zu Michels Zelle zeigte, war ein deutlicher schwarzer Fleck zu sehen, als wäre die Mauer von einem großen Feuer mit Ruß geschwärzt worden. Ich wusste nicht wie oder was, aber ich hatte das untrügliche Gefühl, dass dieser schwarze Fleck etwas mit dem Transport der Patienten von einem Raum in den Nächsten zu tun hatten.

Mit nur größter Mühe gelang es mir, meinen Verstand zu behalten. Auch heute noch bin ich manchmal, wenn die Sonne verschwunden ist, am Grübeln, ob nicht doch andere Kräfte am Werk sind und Michels nicht die Wahrheit sagte – und somit kein Irrer war. Doch als guter Katholik habe ich mich der Obhut meines Seelsorgers übergeben, mit dem ich lange, klärende Gespräche geführt habe.

Einer der Pfleger allerdings hat sich später erhängt, der andere jedoch starb bei einem Unfall, über den ich nichts Genaues weiß.

Die Klinik hat die Vorfälle geregelt. Die Toten wurden – so gut es ging – zusammengesetzt und auf Kosten der Anstalt beerdigt. Nur ein Toter hatte Angehörige, und somit war der Vorfall sehr schnell vom Tisch. Nicht einmal die Zeitungen berichteten darüber. Dem beteiligten Personal wurde die Schweigepflicht auferlegt.

Dies geschah am 14. Juni. Bis zum 20. Juli war Michels nicht an-

sprechbar. Dann reagierte er langsam wieder. Bis 10. August sprach er jedoch gar nicht. Über den Vorfall sprach er nie, sondern verfiel sofort in Schweigen, wenn das Thema angeschnitten wurde. Die Dinge konnten nie aufgeklärt werden. Tatsache war, dass Michels – wäre er gesundet – sich wegen Mordes hätte verantworten müssen. Doch so weit – wie sie wissen – kam es nie.

Am 15. August schrieb er seinen zweiten Brief an Sie. Wie ich weiß, hat er den Vorfall nicht erwähnt, doch er bat Sie dringend um Hilfe mit seinen okkulten Studien. Als Sie dies am 5. September ablehnten, kehrte Wilhelm zurück. Doch diesmal war Michels über sein Auftauchen alles andere als glücklich. In den Sitzungen bat er mich mehrmals eindringlich, Wilhelm in einen anderen Trakt zu verlegen. Als ich fragte, wieso er das wünsche, sagte er mir, dass Wilhelm es war, der „sie“ eingelassen hatte.

Ich dachte mir damals, dass das erneute Auftauchen dieser Halluzination nichts Gutes bedeuten konnte. Michels wurde im Verlaufe der nächsten Zeit immer nervöser. Eines Tages eröffnete er mir, dass Wilhelm nun dringend wieder aus der Zelle entfernt werden müsste. Ohne Grund, so sagte ich, könnte ich das nicht tun. Nach einigem Zögern war Michels dann endlich bereit, seine Gründe aufzuführen. Wilhelm sei ein Anbeter der alten Götter, sagte er mir. Er besitze Mächte, die einem Sterblichen normalerweise nicht zukommen dürften. Und er würde bereits wieder Rituale durchführen, um diese Mächte zu rufen. Dies geschehe nachts und heimlich, nachdem der Nachtpfleger seine Mitternachtsrunde gemacht hatte. Dies dauerte mehrere Stunden an, und kurz bevor der morgendliche Rundgang durch den Trakt begann, hörte es auf.

Als ich Michels beobachtete, fiel mir erst auf, wie unglaublich müde und erschöpft er aussah. Offensichtlich beobachtete der arme Mann tatsächlich – irgendetwas – die ganze Nacht, und das hielt ihm vom Schlaf ab. Was auch immer er sah, es konnte natürlich nicht der Wirklichkeit entsprechen. Ich stellte mir vor, wie er die ganze Nacht wach an eine leere Wand starrte.

Nach dieser Sitzung ordnete ich den Pfleger an, Valium in das Abendessen Michels zu mischen. Das Auftauchen Wilhelms

hatte mich nicht besonders positiv gestimmt, aber diese Erzählung beunruhigte mich. Sollte etwa ein erneutes Blutbad bevorstehen?

Ein paar Tage später hatte sich das Valium wohl bewährt. Michels schlief gut und erholte sich zusehends. Während einer der nächsten Sitzungen bedankte er sich auch dafür, dass wir Wilhelm offensichtlich in einen anderen Trakt verlegt hatten.

Obwohl ich nicht unbedingt für die dauerhafte, medikamentöse Behandlung einstehe, sah ich mich gezwungen, die Valiumdosis für Michels aufrecht zu erhalten. Immerhin hatte er Menschen ermordet. Zudem hatten die Pfleger große Angst vor ihm. Mit dem Valium jedoch war er umgänglich und fast sogar heiter, obwohl er ständig über Müdigkeit klagte und oft Erholungspausen einlegen musste.

Als der Winter über das Land zog und die Tage dunkel wurden, änderte sich aber wieder etwas. Wir hatten unserem Patienten wieder erlaubt, die morgendliche Zeitung zu lesen. Am 2. Januar 1921 sprang er dann schreiend vom Frühstückstisch auf. Er hielt den Pflegern die Seite zwei der Zeitung entgegen. An der Westküste Spaniens nahe der portugiesischen Grenze war der Dampfer Santa Isabel in schwerer See auf Grund gelaufen und untergegangen. Es waren fast 300 Tote zu verzeichnen. Er sabberte beim Sprechen, als er erklärte, dass dies nun der Beweis für die Existenz der Alten wäre. Fast ein Jahr vorher war die Afrique an der afrikanischen Westküste untergegangen, bei deren Untergang fast 500 Menschen umgekommen waren. Trotz des Valiums schrie er wie besessen herum – sie, die Alten, wären auf dem Weg, ihn zu holen. Ich versuchte, einen Witz zu machen, dass sie bei der Geschwindigkeit ja noch zwei, drei Jahre benötigen würden, doch das führte nur zu noch mehr Aufregung. Ich hätte es mir denken können und war über mich selbst verärgert! Wie konnte ich mich nur hinreißen lassen!

Wie dem auch sei – Michels war davon überzeugt, dass irgendetwas durchs Meer reiste, um ihn zu holen. Er hätte versucht, etwas auf diese Welt zu bringen, was diesen alten Wesen zu ihrer einstigen Macht zurückhelfen sollte. Allerdings wäre dieser Knecht

– wie er das Ziel seiner Beschwörungen nannte – nicht vollständig herübergewechselt. Sein Körper schien sich noch in einer Art astralen Nebels zu befinden. Als Bestrafung waren nun die Alten auf dem Weg zu ihm – und um zu retten, was noch zu retten wäre. Sie schienen eine Art Meeresungeheuer zu sein und reisten auf dem Grund der Ozeane. Sie ernährten sich offensichtlich vom Fleisch der Ertrinkenden, weswegen sie in ihrer Wut diese Schiffe versenkt hätten.

Dies ist natürlich mehr als unglaublich. Warum waren sie nicht schon längst hier? Wie konnten sie Unwetter herbeizaubern? Wieso hatten die Überlebenden der Unglücke nichts davon berichtet? Und wieso schlugen sie nicht öfter zu?

Er hatte natürlich auf jede dieser Fragen Antworten parat, die mir jedoch nicht als wertvoll genug erscheinen, um sie hier mühevoll wiederzugeben. Zeit oder zeitliche Abfolgen schienen nicht besonders wichtig in seinen Ausführungen zu sein. Jedoch musste ich konsequent handeln: Wir beruhigten ihn abermals mit Unmengen an Valium, sodass er einschlief. Die Zeitungslektüre war wieder gestrichen. Die Katastrophen schienen sein Gemüt zu beunruhigen. Selbst die wissenschaftlichen Zeitschriften ließ ich entfernen. Ich war mir sehr sicher, dass die Geschöpfe des astralen Nebels der Entdeckung von Karl Reinmuth zuzuschreiben war, der im September und Oktober zahlreiche Asteroiden im Äther entdeckt hatte. Ich nahm stark an, dass Nachrichten dieser Art seine Valium induzierten Träume verstärkt hatten.

Ich erinnere mich sehr deutlich, als er kurze Zeit später versuchte, Ihnen seine Gefühle über einen dritten Brief mitzuteilen. Als ich den kurzen Brief las, schauderte es mich. Sie wissen selbst, was darin stand –, aber die Intensität der Wahnvorstellung war schockierend. Er sprach von einem Seestern, der sich durch die Luft bewegen kann und mit seinen Tentakeln Feinde in ein riesiges Maul chleuderte. Halb im außerirdischen Nebel gefangen, konnte er seinen Meistern auf unbeschreibliche Art und Weise seinen Schmerz mitteilen, doch er konnte sich nicht befreien. Was die Alten um so wütender machte. Er bat Sie – so weit ich mich erinnere –,

das Ritual zu vervollständigen.

Als Sie abermals antworteten, dass Sie nichts von dergleichen wüssten, entleibte er sich am 18. März selbst in seiner Unterkunft.

Die Art seines Ablebens ist grausam. Aufgrund seiner Vergangenheit hatten wir Vorsichtsmaßnahmen getroffen, die seinen Schutz garantieren sollten. Jedoch hatten wir nicht damit gerechnet, dass sich ein Patient den Stiel eines Löffels so tief ins Auge rammen konnte, dass er die hintere Orbita (Augenhöhle) durchbrach und somit in den Frontallappen des Hirns eindringen konnte.

Wir bedauern selbstverständlich Ihren Verlust, auch wenn ich sagen muss, dass die Atmosphäre in unserer Klinik mit dem Ableben Ihres Schäfleins wieder freundlicher geworden ist. Ich schäme mich dies zuzugeben –, aber die Schatten, die sich in unseren Korridoren breit gemacht hatten, sind verschwunden.

Ergebenst, Dr. Moldow

## **Notizen Leonhardt Hansen**

Ich denke, ich muss nach Rosenheim. Die Klinik scheint nicht mehr zu existieren und ich konnte im Internet keine Aufzeichnungen über sie finden. Vorher habe ich jedoch vereinbart, in die Kirche zurückzukehren und diese Erscheinung zu suchen. Andreas wird mich begleiten. Wir müssen feststellen, was mich dort in dieser Kirche erwartet hat. Und es vernichten – falls dies möglich ist.

Obwohl ich Atheist bin: Gott steh uns bei.

## **Notizen des alten Belz**

Dieser Verrückte! Meine Frau hat's mir gesagt, der kommt wieder, und so war's auch! Er schleicht sich zurück zur Kirche, ganz allein! Denkt wohl, ich seh ihn nicht, wenn's dunkel ist! Hat sich geschnitten, ich hab aufgepasst. Aber jetzt ist Schluss. Der bringt uns noch den Untergang. Ich hab grad meine Pistole geholt. NVA-Bestand, billig bekommen. Ich knall den Hund ab. Und wenn's das



Letzte ist, was ich mach. Meine Frau weint schon um mich, aber das ist nun mal die Pflicht!

## **Tagebuch von Polizeihauptkommissar Achim Jung**

Ich bin jetzt 52 Jahre alt und habe nie in meinem Leben Tagebuch geschrieben. Eigentlich möchte ich damit jetzt auch nicht anfangen. Aber ich befürchte, dass ich die Erlebnisse des heutigen Tages irgendwann mal als Hirngespinnste abtue. Is Einbildung eines überarbeiteten Kommissars aus Frankfurt. Vielleicht verfolgt es mich dann später als eine dieser undefinierbaren Ängste, die alte Menschen in Seniorenheimen oft überfallen. Lange ist es ohnehin nicht mehr hin. Es hat schon vor vielen Jahren begonnen – den Verfall des Körpers meine ich. Die besten Zeiten habe ich hinter mir. Und ich dachte außerdem, dass ich bereits alles gesehen habe, wenn man mal von einem Kriegseinsatz absieht.

Der heutige Tag – das war eigentlich gestern. Jedoch war ich noch nicht im Bett. Auch nicht, als wir den Einsatz in den frühen Morgenstunden beendeten und anderen den Tatort überließen. Denen, die aus Staubkörnern die Wahrheit lasen. Ich konnte nicht schlafen. Und ich bezweifle, dass dies irgendeiner meiner Kollegen tat. Jetzt sitze ich hier und fürchte mich nach wie vor den Träumen. Ich trinke, seit ich zu Hause bin, doch der Alkohol hilft nicht. Es gibt keinen Zustand, den ich Trunkenheit nennen könnte. Das wahrhaftige Grauen hilft offenbar recht gut, den Whiskey zu verbrennen.

Was auch immer in meinem Bericht stehen wird. Es wird nicht die komplette Wahrheit sein. Ich werde dort alle übernatürlichen Phänomene – oder was wir dafür hielten – auslassen. Man würde uns für komplett wahnsinnig halten. Vermutlich kostet so was meine Pension. Zumindest dann, wenn es an die Presse ginge.

Eine Frau rief uns abends an. Es war etwa 20.45 und die Sonne war gerade untergegangen. Im Prinzip ein schöner Tag. Sie sagte,

ihr Name wäre Belz und ihr Mann würde gleich jemanden in der Kirche erschießen. Das Verrückte ist – sie hatte nicht Angst um das Opfer. Sie hatte Angst um ihren Mann. Ich war noch da gewesen und man hatte mich gebeten, den Einsatz zu leiten – ich war im Büro und das war nicht weit weg. Vor Ort traf ich auf die zwei Kollegen der Schupo, die mir unterstellt waren. Karla Friedrich und Max Lehmann. Beide waren in Uniform. Sie redeten bereits mit der aufgebrachten Frau im Hof des Hauses.

Herr Belz hatte wohl eine alte Kriegspistole und jagte einem anderen nach, der die Toten der Kirche störte. Den wollte er erschießen, weil sonst das Unheil hereinbräche. Verrückte alte Schachtel. Wir waren in Eile, die Fakten kannten wir. Als wir in die Kirchganggasse einbogen, wurde mir plötzlich schlecht. Es war, als wäre ich in einen Bereich mit dickflüssiger Luft gekommen, und meine Lungen rebellierten. Die Gasse war schwül und heiß und das, obwohl es erst Mai war und bereits ein kühler Wind wehte. Dann hörten wir am Ende der Gasse Schüsse – und Schreie. Ich ignorierte die Übelkeit und wir rannten los.

Karla und Max sicherten den Torbogen und machten ihre Anwesenheit bekannt. Als ich die Tür aufreißen wollte, hörten wir von innen einen weiteren Schrei. Und ich schwöre – der war nicht menschlich. Er war zu laut und ich dachte noch, dass mein Leben zu Ende war, wenn ich da rein musste. Aber das habe ich schon öfter gedacht. Ich hatte gezögert, doch dann riss ich das Tor auf. Innen war es dunkel und nur spärliches Licht von bisher nicht sichtbaren Quellen war zu sehen. Unsere eigenen Taschenlampen wollten wir noch nicht benutzen, um kein zu deutliches Ziel abzugeben. Ein übler Gestank war im Raum. Instinktiv zog ich mein Taschentuch aus der Tasche und hielt es mir vor den Mund. Für meine Nase nutzte ich Papiertücher, dieses Tuch war für Einsätze im Rauch oder für den Geruch halbverwesten Körper gedacht. Aber ich wäre niemals darauf gekommen, dass ich es einmal für einen solchen, infernalischen Gestank anwenden müsste. Karla sicherte so gut es ging, ich trat hinein. Ich rief Belz beim Namen, aber hörte nichts. Meine Augen gewöhnten sich langsam an die Finsternis.

Ich ging ein paar Schritte hinein und konnte bald eine am Boden liegende Taschenlampe erkennen. Max folgte, dann Karla. Selbst in dem düsteren Schein konnte ich sehen, wie bleich beide waren.

Wir waren in der Mitte der Kirche angelangt. Das Dach war stark beschädigt und ich hatte Angst, es könnte einstürzen. Überhaupt waren überall Trümmer zu sehen und ein gewaltiges Durcheinander herrschte. Lediglich der Altar war noch an seinem Platz, wie ein Monolith. An einer Seite war noch ein recht unheimliches Glasfenster zu sehen, dessen Motiv aber recht schwer zu erkennen war, obwohl der Mond direkt hinter dem Glas zu erkennen war. Irgendwie sah es in der Finsternis aus wie eine Art Heiliger, aus dessen Rücken irgendwelche Tentakel wachsen. Doch eine genauere Prüfung war nicht möglich, denn im nächsten Moment gab es das Fenster nicht mehr. Ein dunkler Schatten verdeckte das Fenster und tauchte den Raum in tiefschwarze Dunkelheit. Dann hörten wir die Scheibe krachen und Splitter auf den Boden fallen. Der hereinstürmende Wind erweckte den Eindruck, dass das Fenster nach innen zerbrach, und ich schützte mein Gesicht instinktiv, bevor zahlreiche kleine Splitter viele Risse und Wunden auf meiner Haut hinterließen. Später sollte sich dies bestätigen, denn außerhalb der Kirche waren kaum Scherben zu finden. Karla hatte leider nicht so viel Glück, eine größere Scherbe schnitt ihr tief in die Stirn. Wir hörten sie vor Schmerz schreien und als wieder Mondlicht hereindrang, konnte man deutlich ihr blutverschmiertes Gesicht sehen. Ich gab ihr mein Taschentuch zum Abdrücken der Wunde und setzte sie auf den Boden. Max sollte bei ihr bleiben, während ich weiter nach den beiden anderen Personen suchte, die sich hier aufhalten sollten.

Der Gestank war nicht mehr so stark, wie ich ihn am Torbogen wahrgenommen hatte. Ich hörte und sah immer noch nichts von anderen Anwesenden, daher benutzte ich nun meine eigene Taschenlampe. Ein gutes Ziel waren wir bereits gewesen, weswegen ich kaum Angst hatte, Angriffen ausgesetzt zu sein. Als der Lichtkegel aufflammte, offenbarte er einen verwüsteten Ort. Irgendwo zwischen den Trümmern sah ich einen geöffneten Rucksack, der nicht

hierher passte. Offenbar war es ein Mitbringsel unserer bewaffneten Mitbürger. Hinter mir forderte Max gerade einen Krankenwagen an und machte sich auf, Karla nach draußen zu bringen. Er raunte mir zu, dass er gleich wieder zurück sei. Doch ich kümmerte mich nicht darum. Mein Instinkt sagte mir, dass ich hier einiges entdecken würde. Und wer weiß – vielleicht gab es noch weitere Verletzte.

Es waren zwei Taschenlampen in einiger Entfernung zueinander zu sehen. Eine war direkt in meiner Nähe, daher machte ich mich in Richtung Seitenschiff und Beichtstuhl auf. Ich näherte mich also dem Altar und machte nochmals auf mich aufmerksam. Das Echo hallte widernatürlich von den zerstörten Mauern wieder. Dann hörte ich jemanden stöhnen. Als ich den Beichtstuhl erreichte, roch ich bereits das Blut. Die Tür zu der kleinen Kammer saß nur noch schief in den Angeln – und dahinter konnte ich einen Mann erkennen, der zusammengekauert auf dem Sitz des Priesters saß. Er musste in meinem Alter sein. In seinem Gesicht konnte man große Schmerzen erkennen. Ich senkte meine Waffe, nachdem ich sah, dass seine Pistole bereits nutzlos auf dem Boden lag. Dann erst sah ich die gewaltige Wunde in seiner Brust und die seltsam verrenkten Beine, die kraftlos an ihm herunterbaumelten. Dass der Mann überhaupt noch bei Bewusstsein war, war ein Wunder. „Er hat es nicht erwischt“, sagte er mir, immer wieder. Ich fragte ihn nach dem anderen Mann, doch er gab mir keine Antwort, mit der ich was anfangen konnte. „Er sei im Teich“, sagte er schwach. Hinter mir hörte ich Max zurückkehren. Keuchend kam er neben mir zu stehen. Nach einer Schrecksekunde forderte er Verstärkung und einen weiteren Krankenwagen an. Max war zuverlässig und schien selbst in solchen Situationen einen kühlen Kopf zu bewahren. Dann schloss der Verletzte die Augen. Ich bezweifelte, dass er sie jemals wieder aufmachte. Ich versuchte vergebens, noch Puls zu entdecken. Dann winkte ich Max zu, mir weiter zu folgen. Hinter den Beichtstühlen war eine schwere Tür zu sehen – vielleicht führte sie zu dem Teich, oder was auch immer.

Wir stemmten die Tür auf und sahen eine Treppe, die sich nach unten wand. Dunkelheit und Stille herrschten dort und ein

modriger, muffiger Geruch. Eine Mischung aus alten Büchern und etwas anderem – vielleicht Ratten? Ich ging voraus und stieg eine Weile hinab, bis ich einen Korridor erreichte, der sich bis in die Ewigkeit zu erstrecken schien. Ich hoffte, dass dieser Teil des Gebäudes nicht auffällig war. Eine leichte Beklemmung machte sich in mir breit. Die Decken waren niedrig und der feucht modrige Geruch verhalf nicht zu einer heiteren Stimmung.

Der Korridor schien sich weiter nach unten zu neigen und unter halb Frankfurt hindurch zu führen. Nach einiger Zeit kamen wir an einem Raum vorbei, der eine Art Priesterumkleide darstellen musste. Zahlreiche Talare hingen dort. Einige waren recht unterschiedlich und zogen meine Aufmerksamkeit an. Sie schienen eine Art Fisch eingestickt zu haben, der jedoch ganz anders als das im Christentum übliche Symbol aussah. Vielleicht eine Variation, dachte ich mir und war gleichzeitig überrascht, dass so etwas in einer katholischen Kirche möglich war.

Nach einiger Zeit machte der Korridor einen Bogen und schien weiter hinab, aber zurück zur Kirche zu führen. Ich vermutete, dass wir uns wieder direkt unter der Kirche befanden, als unser Weg ein Ende vor einer schweren Holztür fand. Ich öffnete sie und konnte den zweiten Mann sofort hören, wie er in irgendeiner Sprache in der Dunkelheit vor sich hin brabbelte. Auf meine Rufe hörte er nicht, also gingen wir hinein. Der Raum schien sehr groß zu sein. Überall standen Tische herum mit altmodischen Töpfen. Auf einigen Tischen konnte ich gerade noch Ratten herumhuschen sehen. Auf anderen erkannte ich Knochen. Zunächst dachte ich in meiner Überraschung, dass dies eine Küche sein konnte, denn sogar eine Art offene Feuerstelle konnte ich sehen. Später erklärte mir jemand der Spurensicherung, dass dies die Knochen von Kindern waren.

Der Raum schien zu einer Seite hin abzufallen und in eine Grotte überzugehen. Als wir näherkamen erkannten wir, dass die Grotte mit einer Art unterirdischen See gefüllt war – wir hatten den Teich gefunden. Und im Wasser sitzend fanden wir den zweiten Mann.

Er hielt einen Totenkopf in seinen Händen und versuchte ständig hineinzubeißen. Es war bizarr, ihm zuzusehen. Ich versuchte, ihn anzusprechen, aber erst nach einigen Minuten nahm er mich wahr. Er sprach von irgendwelchen Wesenheiten aus den Tiefen, doch es ergab alles keinen Sinn für mich. Nach einigen weiteren Minuten war klar, dass dieser Mann in seinem Leben keinen vernünftigen Satz mehr zustande brachte, und wir versuchten, ihn von diesem abscheulichen Ort wegzuführen. Sein Totenkopf fiel ihm aus der Hand und rollte in den Teich. Ich versuchte, ihn festzuhalten, und griff ins Wasser, doch er war verschwunden. Stattdessen sah ich im düsteren Schein zahllose andere Knochen, die im Teich lagen. Ich gebe zu, dass dieser Raum mir eine Angst machte, wie ich sie noch nie im Leben verspürt hatte. Ich war froh, dass ich diesen abscheulichen Ort hinter mir lassen konnte.

Als ich den Mann nach oben gebracht hatte, kratzte ich mich an der Lippe. Dabei bemerkte ich, dass das Wasser an meiner Hand salzhaltig war. Ich hätte Süßwasser erwartet. Doch offenbar gab es auch tief im Innland Salzwasser zu finden.

## **Neuer Tagebucheintrag von Polizeihauptkommissar Achim Jung**

Der Fall ist abgeschlossen, so sagt zumindest der Staatsanwalt. Hansen wird wohl angeklagt, aber aufgrund seines Geisteszustands wird er wohl in die Psychatrie gehen. Wegen Mordes an Herrn Belz. Das Motiv ist unklar, und nicht einmal die Mordwaffe wurde gefunden. Aber eine andere Erklärung ist nicht möglich.

Der Mann hieß Leonhardt Hansen. In seiner Wohnung fanden wir einen weiteren Toten, der – wie sich herausstellte – sein Psychotherapeut war. Irgendwann vor zwei Wochen musste er ihn erschlagen haben, denn der Körper befand sich schon im Zustand der Verwesung. „Bereits mamoriert“, hatte der Rechtsmediziner erklärt. Seine Arbeitskollegen hatten Hansen seit drei Wochen nicht mehr gesehen. Wenn man mal von einer Kollegin absieht, die

ihn brabbelnd in der S-Bahn getroffen hatte. Sie dachte, er wäre betrunken gewesen.

Sein Kalender zeigte zahlreiche Termine mit einem Andreas Pestrowka. Auch Termine mit sich selbst waren verzeichnet. Was mich nicht weiter verwunderte, als ich herausfand, dass Pestrowka – ein Freund seiner Jugend – bereits vor 3 Jahren gestorben war.

In der Kirche waren Dutzende Kinderleichen gefunden worden. Sie gingen nicht auf das Konto von Hansen, denn sie waren bereits seit vielen Jahren tot. Ich untersuche gerade eine Spur zu einer Serie von Kindsmorden vor gut 100 Jahren. Interessanterweise schien auch Hansen in diese Richtung geforscht zu haben. Ich habe zahlreiche Papiere in seinem Haus gefunden. Einige davon waren okkultur Natur und ich werde wohl Hilfe von einem alten Freund brauchen, um diese zu verstehen. Doch andere schienen Briefe aus dem 20sten Jahrhundert zu sein, die mit einem Pfarrer zu tun haben, der wohl hier in Frankfurt seine Kirche hatte und den Hansen auch immer wieder erwähnt. Auch ein Rosenheimer Sanatorium ist erwähnt. Ich werde dem noch nachgehen müssen.

Gedanken macht mir allerdings dieser schwarze Schatten. Ich weiß nicht genau, was es war. Hansen versuchte, es zu erklären, doch seine Wortwahl war so absurd, dass ich nicht einmal wusste, was ich notieren sollte. Eine Mischung aus vorsintflutlicher Physik und okkulten Theorien. In den Verhören schrie er oft, dass der Pfarrer der Urheber wäre und gestoppt werden müsste. Doch der ist seit Jahren tot!

Aber was weiß ich alter Mann denn schon. Ich werde versuchen, diese Papiere zu verstehen, und hoffen, dass die Kollegen herausfinden, was dort unten im Keller geschehen ist und wie die Kinder gestorben sind. Vielleicht sehe ich mir mal die Orte des Verbrechens noch einmal an. Vielleicht sogar das Rosenheimer Sanatorium. Aber nicht jetzt. Zunächst kümmere ich mich um die bedrückenden Träume, die mich derzeit heimsuchen. Etwas Urlaub wird mir gut tun.

Ich bete nicht oft. Aber ich bitte Gott darum, dass ich nie wieder etwas in dieses Notizbuch schreiben muss.